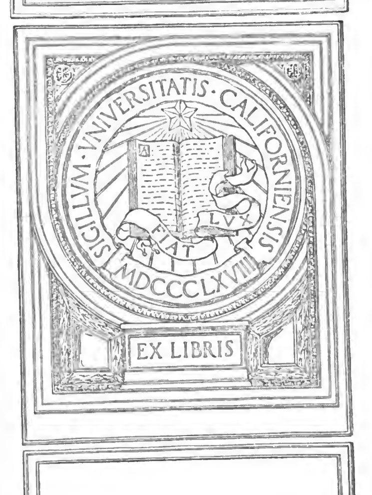

UC-NRLF
$B 278 700


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

In der Kommandanten-Kajüte

Ullstein-Bücher

Eine Sammlung
zeitgenössischer Romane



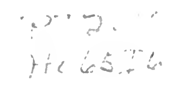
Ullstein & Co / Berlin und Wien

In der Kommandanten-Kajüte

Geschichten im Kriege erzählt
von
Hans Wilhelm Hollm



Ullstein & Co / Berlin und Wien



Vorwort

Als am 1. August 1914 der Krieg ausbrach, als dann auch England wenige Tage später unser Feind wurde — wir in der Flotte hatten keinen Augenblick gezweifelt, daß das so kommen würde —, hofften wir, nahmen wir alle bestimmt an, daß es sehr bald zu einer großen Schlacht auf offener See kommen würde.

Wir wußten, daß uns unser Gegner an Schiffen und Geschützen zahlenmäßig und kalibermäßig weit überlegen war, aus der Geschichte kannten wir englische Tapferkeit und Zähigkeit. Aber wir bauten fest darauf, daß der Geist, den die Gründer und ausbildenden Führer der Flotte in sie hineingepflanzt hatten, nunmehr zum erfolgreichen Tragen kommen müsse, daß unsere fleißige, jahraus, jahrein betriebene Friedensarbeit, unser Wille zu Sieg und Tod sich bewähren müsse bei dem Zusammenstoß, den, so nahmen wir an, die stolze englische

Flotte zwecks Messung der Kräfte ungesäumt herbeiführen würde.

Es kam anders.

Tage verstrichen, Wochen gingen dahin, Monate schwanden. Wir warteten. Untreu allen geschichtlichen Traditionen hielt sich die übermächtige englische Flotte von unserer Küste fern. Zuerst gab es noch viel zu tun auf unseren Schiffen. Waren wir auch bei Ausbruch des Krieges an sich bereit und gerüstet, die immer vollständigere Herrichtung der Schiffe für das Gefecht, das wir ersehnten, beschäftigte uns ausgiebig. Täglich wurde geübt, geschossen, exerziert. Beständig wurden die Brennstoffe und Vorräte auf dem Stande jederzeitiger Bereitschaft gehalten. Ein angestrengter Wachtdienst begann.

Mit der Zeit trat eine Art Gewöhnung an diesen Kriegszustand ein.

In den ersten Monaten ging kaum je einer von uns an Land. Keiner wollte sich der Gefahr aussetzen, nicht dabei zu sein, wenn es wirklich losginge.

Wir Kommandanten waren somit in den knappen Freizeiten nach des Tages Last und Mühe viel allein in unseren Kajüten. Die regelrechte körper=

liche Ausarbeitung fehlte uns. Der Dauerlauf an Deck oder in den von Möbeln geleerten Räumen, die früher als Eßraum gedient hatten, ersetzte nur unvollkommen den Landspaziergang oder die gewohnte sportliche Betätigung. Immer leerer und unwohnlicher wurden die Räume. Alles irgend Entbehrliche und Brennbare kam von Bord. Leere, kalte Eisenwände blieben übrig. Die Gedanken wirbelten dabei in unseren Köpfen. Die Fülle der Erlebnisse der großen Zeit einmal zu besprechen — Zukunftsmöglichkeiten und Hoffnungen zu erörtern, Gedanken auszutauschen, wurde zum immer stärker empfundenen Bedürfnis. So kam es, daß wir etwa acht Wochen nach Kriegsbeginn im Anschluß an eine dienstliche Sitzung einmal für diesen Zweck zusammenblieben. Hart prallten hier die Ansichten aufeinander, die Fülle des aufgespeicherten Gesprächsstoffes war riesengroß. Aber allgemein wurde die Aussprache als eine Art Erlösung empfunden. Wir Kommandanten, die wir uns in dem Verbande, von dem ich hier spreche, zusammen befanden, kannten uns schon jahrelang. Die Altersunterschiede waren nicht sehr groß. Unsere Berufslaufbahn war im allgemeinen

ähnlich gewesen. Im Frieden verkehrten wir naturgemäß oft und freundschaftlich miteinander. Im Kasino oder im „Fliegenspind" in Kiel hatten wir uns vor dem Kriege öfters getroffen und ausgesprochen.

Diese erste Zusammenkunft wurde daher auf allseitigen Wunsch öfters, sagen wir einmal vierzehntäglich, wenn möglich, wiederholt. Später endeten diese Zusammenkünfte von selbst. Personalverschiebungen fanden statt, Krankheit führte zu Abkommandierungen. Die Zusammensetzung des Verbandes änderte sich. Der eine oder der andere fehlte auch gelegentlich.

Unsere Schiffe schwoiten mit den Gezeiten monoton von Flut auf Ebbe und von Ebbe auf Flut. Der Herbst und der erste Winter kamen; beide brachten Stürme und lange Stunden der Finsternis. Die frischen Weiden am Ufer färbten sich bräunlich, das Laub fiel, eines Tages schmückte Rauhreif Bäume und Wiesen am Ufer. Die Sorge um die Sicherheit des Schiffes vor den Elementen kam zu den anderen Aufgaben hinzu. Den Wert guter Anker und Ketten haben wir da zum erstenmal voll schätzen gelernt. Und doch, der ewigen Anspannung

will auch das beste Material auf die Dauer nicht immer standhalten. Der laufende Dienst ging rastlos weiter. Gelegentlich — und öfter, als die Öffentlichkeit erfuhr — brachte uns ein Vorstoß in die offene See die erwünschte Abwechselung.

Unsere gegenseitigen Ansichten über die Kriegslage, die Zukunftsgestaltung, über das, „was hätte sein können", über die mit wärmstem Interesse verfolgten Siegesfortschritte der deutschen Armeen hatten wir oft und ergiebig ausgetauscht. Wir kannten uns schließlich in unseren Auffassungen gegenseitig so gut, daß wir wußten, was der einzelne dachte, auch ohne daß er es aussprach. Wo Meinungsverschiedenheiten bestanden, blieb in der Regel jeder bei seiner Ansicht. Da wurde gelegentlich — mitten im Höhepunkt der Debatte — der freudig begrüßte Vorschlag gemacht, einmal von etwas anderem zu reden, aus eigenen Erlebnissen und aus der Jugendzeit zu erzählen. Wir hatten ja alle ein gut Stück von der Welt gesehen und waren mit offenen Augen und aufnahmefreudigen Herzen durch sie hindurchgezogen. So kam die erste der folgenden kleinen Geschichten und kamen dann die anderen zustande.

Warum ich einzelne davon niederschrieb?

Weil ich glaube, daß in dieser Kriegszeit, wo alle Zeitungen und Bücher so viel vom Kriege, von seinem Heldentum, seinen Licht- und Schattenseiten bringen, das Rein-Menschliche auch einmal wieder zu seinem Recht kommen und Leser finden muß.

Welch reiche Betätigung als Mann, Offizier und Held gerade dem jungen Offizier der Seeoffiziersberuf als Torpedoboots-Kommandant, U-Boots- und Luftschiff-Führer und in vielen anderen Stellungen schon jetzt ermöglicht und in Zukunft ermöglichen wird, zeigt der Krieg durch seinen Verlauf, und die spätere Geschichtschreibung wird das noch sehr viel besser erkennbar machen.

Die kleinen Geschichten sollen zwar an den Krieg anknüpfen, daneben aber auch zeigen, wie köstlich der Beruf des Seeoffiziers auch im Frieden für einen jungen Menschen ist, welche Bevorzugungen er bietet, wie er gestattet, nicht nur die Welt, sondern auch die Menschen, die darin leben, kennen und lieben zu lernen. Die kleinen Geschichten wollen daneben für die Zukunft die Hoffnung erwecken helfen, daß wieder einmal andere, friedlichere Zeiten kommen werden, daß auch künftig

wieder deutsche Schiffe im fernen Auslande die deutsche Flagge zeigen müssen, daß das alte Wort vom „Navigare necesse est" weiter bestehen bleiben wird und muß.

Jugendlicher Übermut, Frohsinn und jene Auffassung, die das Leben bejaht in allen seinen Formen, werden dann auch wieder zu ihrem Recht kommen. Daß der Glaube an diese kommende, bessere Zeit nicht ausstirbt, auch dazu sollen die kleinen Geschichten beitragen.

Groß und fast unerreicht steht die Armee mit ihren Riesenleistungen da. Neue Kränze unvergänglichen Ruhmes wanden die deutsche Jugend und der wehrhafte Landsturm um die alten sieggewohnten Fahnen. Aber ich meine, da, wo sich der jungen, kleinen und im Kriege selbst noch unerprobten Marine Gelegenheit bot, hat auch sie die Probe gut bestanden und tat sie ihr Bestes, um die Liebe zu vergelten, mit der das deutsche Volk sein jüngstes Kind gehegt und gepflegt hat.

Die Marine befindet sich zum Unterschiede von der Armee auch im Frieden schon immer in einer Art von Kriegszustand, im Auslande und im

Inlande. Die Freuden und die Befriedigung, die die Seefahrt gewähren, müssen mit allerlei Entbehrungen, die das Armeeleben nicht annähernd in dem Maße kennt, erkauft werden. Die räumliche Beschränkung und der harte Tag- und Nachtdienst spielen hierbei die größte Rolle. Der Seeoffizier, der seinen Beruf lieben gelernt hat, nimmt das als selbstverständlich in den Kauf. Was hier erzählt wird, soll nicht von diesen selbstverständlichen Entbehrungen berichten. Es soll die Lichtseiten des Berufes hervorheben und so der Seeoffizierslaufbahn neue Anhänger und Freunde werben helfen, junge deutsche Männer davon überzeugen, daß es nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden etwas Köstliches um diesen Beruf ist, der hinausführt in die weite freie Welt, in den Ozean, der die Länder und Völker verbindet, in den Hauch frischer Seeluft, der Körper und Seele reinwäscht vom Staube des Alltagslebens.

Ostern 1917

Hans Wilhelm Hollm

Südseezauber

So erzählte bei unserem ersten geselligen Zusammenkommen der eine von uns:
„Viele Jahre ist es nun schon her, daß wir mit S. M. S. ‚Seevogel' die weite Südsee durchkreuzten. Es waren damals noch einfache Zeiten. Salzfleisch und Hartbrot spielten auf unserem Küchenzettel eine große Rolle. Kein elektrisches Licht erhellte unsere Kammern. Keine Windfänger kühlten die Tropenglut der kleinen Offiziersmesse. Die geschmolzene, präservierte Butter strichen wir oft mit dem Pinsel auf den Schiffszwieback, aus dem gelegentlich erst die Maden herausgeklopft werden mußten. Frischbrot gab es nur zweimal in der Woche. Die kleine, mangelhafte Eismaschine arbeitete nur, wenn ein schwerer Krankheitsfall die Eiserzeugung rechtfertigte. Der Schiffsarzt hielt das zufällig gerade oft Sonntags für dringlich. Dann fiel wohl auch ein Stückchen Eis für uns ab. Das gab dann die Basis für den ‚cocktail', der der Kirche folgte wie das Amen der Predigt. Sonst kühlten wir unsere Getränke durch die Verdunstungs-

kälte nasser Strümpfe, die wir über die Flaschen zogen. Es ging auch so und ist unseren Magen gut bekommen.

Wie köstlich aber dann der Gegensatz, wenn wir in einen australischen oder neuseeländischen Hafen einliefen, der Bumbootsmann als erster, noch ehe der Anker fiel, an Bord kam und frische Butter und Erdbeeren als Gastgeschenk an Bord brachte! Dann gab es an Stelle des ledernen ‚Huhns mit Reis', der ewigen Präserven oder des süßlichen Bratens des mit Kokosnuß gefütterten Südseeschweins veritable Hammelkoteletten und Beefsteaks von geradezu unwahrscheinlicher Größe. Alle Entbehrungen der Seefahrt waren sofort vergessen. Ging es dann nach erquickungsreichen Hafentagen wieder in See, leer am Beutel, reich im Herzen und an frischen Eindrücken, dann freuten wir uns der neuen Abwechslung und staunten immer von neuem die Wunderwelt der Südsee an.

Wir waren an Bord eine junge, fröhliche und — was wichtig ist — verträglich zusammengesetzte Gemeinschaft junger Offiziere, hatten eine geradezu vortreffliche Mannschaft und genossen aufnahmefroh mit vollen Zügen die Freuden des Seefahrens. So hatten wir uns als Schüler und Seekadetten das Berufsleben als Seeoffizier gedacht! Unsere jüngeren Offiziere kamen früher ja noch öfter ins Ausland als in späteren Jahren. Die

damalige Zeit nötigte noch nicht zu jenem harten, arbeitsreichen und entsagungsvollen Ausbildungsdienst in der Heimat, der aber die Grundlage dafür war, wenn die deutsche Flotte den jetzigen schweren Krieg mit Ehren besteht.

Wir hatten gleich zu Beginn unserer Reise in Sydney ein kleines Jachtklavier billig eingehandelt. Das und die Zupfgeige des Schiffsarztes sowie der frische Tenor eines der Leutnants haben nicht wenig dazu beigetragen, die Stimmung auf der Höhe zu halten trotz tropischer Hitze, körperlicher Erschlaffung und gelegentlicher Eintönigkeit des Daseins. Das Klavier, in dem auch einmal eine Schiffsratte ihre Wochenstube hielt, haben wir später sogar noch mit ‚Nutzen' an einen Landsmann auf einsamer Südsee-Insel verkaufen können. In dessen Ausschank hat es noch jahrelang das Musikbedürfnis der wenigen Deutschen am Orte und der anspruchsloseren Angehörigen des ‚Landes ohne Musik' sowie der Südsee-Insulaner befriedigt.

Zur Erläuterung dessen, daß es manchmal bei langem Hafenaufenthalt in öder Gegend eintönig wurde, will ich hier nur eine kleine Episode einflechten, die aber auch zeigt, daß und wie wir des dann wohl einmal auftauchenden Stumpfsinns Herr wurden. Eines Abends war ich zum ‚Festessen' bei meinem Kommandanten eingeladen. Ich war gerade ‚dran' gewesen, es ging immer streng

der Reihe nach. Als ich gegen neun Uhr abends in die Offiziersmesse kam, bot sich mir folgender Anblick: Auf dem Tisch der kleinen Messe stand eine große Waschbalge, eine trübe Kerze ließ mich das übrige erst nach und nach erkennen. In der Balge schwammen mehr oder minder lebhaft einige Fische, über ihr schwebten vier Angelruten, deren Spitzen von Zeit zu Zeit monoton an die niedrige Decke klatschten. Sie wurden gehalten und bedient von drei Leutnants und dem Schiffsarzt, die mit verschränkten Armen in je einer Ecke des rings um die Messe laufenden Wandaufbaues saßen, jeder eine Pulle Sekt neben sich, und so sich mit Fischfang die Zeit vertrieben. Ab und zu wurde mit leiser Stimme ‚Fischerin, du kleine‘ gesungen. Ich bekam einen Lachanfall und begriff bald, daß das Ganze mir zuliebe arrangiert war. Wir haben dann den lustigen Abend noch ziemlich lange ausgedehnt.

Wir hatten lange in Apia auf Samoa gelegen. Damals stritten sich noch Deutsche, Engländer und Amerikaner um die ‚Perle der Südsee‘. Wer dort gewesen ist, wird die tropische Schönheit der Inseln, die Wunderwelt der sie umgebenden Riffe, die Eigenart ihrer Bewohner nicht vergessen.

Ehe Samoa deutsch oder auch amerikanisch wurde, lagen dort fast ständig Kriegsschiffe der rivalisierenden Nationen. Das kleine Volk der Samoaner,

für das seine Inseln den Nabel der Welt bedeuteten, befehdete sich — meist mit Worten, gelegentlich auch mit Taten — fast ständig. Auch wir mußten einmal eingreifen und unsere Kanonen sprechen lassen, was uns von unseren zahlreichen samoanischen Freunden und Freundinnen als ‚unfair' recht übelgenommen wurde. Sie fanden es wirklich nicht anständig, daß wir mit unseren Granaten zwischen sie funkten, wo sie doch nur alte Gewehre hatten, gegen die ihre Palmenstämme immerhin noch Deckung boten. Ganz unrecht hatten sie ja auch nicht. Den ortsansässigen Kaufleuten war der ständige Aufenthalt der Kriegsschiffe im Hafen natürlich durchaus angenehm. Sie lieferten zu recht angemessenen Preisen Kohle und sonstige Schiffsbedürfnisse. Im ‚Soll' und ‚Haben' ihrer Bücher spielte diese Einnahme, glaube ich, eine große Rolle, und das oft betonte ‚Schutzbedürfnis' stand wohl hiermit nicht ganz außer Zusammenhang.

Wir waren gern in Apia zu Anker. Der Wunsch, das liebenswürdige Völkchen der Samoaner beiderlei Geschlechts immer besser kennenzulernen, veranlaßte uns auch zu regelrechten samoanischen Sprachstudien. Unser Schiffsarzt sammelte ihre Volkslieder, die von Generation zu Generation mündlich überliefert wurden, und dichtete wohl auch gelegentlich selbst eins, das dann gar bald und überraschend schnell von Mund zu Mund um die ganze

Insel lief. Auch der Verkehr mit den ansässigen Deutschen brachte uns angenehme Anregungen. Gemeinsame Reitpartien, Bälle an Bord und Land verkürzten uns die freien Nachmittage. Jeden Nachmittag badeten wir im quellklaren Wasser des Vaisigano, des bei Apia zum Meere fließenden Baches.

In dieser Zeit weilte für einige Zeit in Apia ein verwitweter amerikanischer Gelehrter, den der Wunsch, Land und Leute zu erforschen, nach Samoa geführt hatte. Seine Ankunft war ein Ereignis für uns Leutnants. Die in der Südsee sehr schnellfüßige ‚öffentliche Meinung' — dort ‚Kaukalla' genannt — war ihm vorausgeeilt und hatte von zwei bildschönen Töchtern erzählt, Vollblut-Amerikanerinnen, die den Vater begleiteten. Als der Postdampfer im Hafen ankerte, standen wir alle mit langen Ferngläsern auf der Hütte unseres Kreuzers und musterten die von Bord gehenden wenigen Passagiere. Die ‚Töchter' hatten wir bald herausgefunden. Wir gingen an Land und stellten dort noch genauer fest, daß der Ruf der Schönheit für beide wirklich berechtigt war. Die Ältere eine voll erblühte Rose, die Jüngere eine duftige Knospe, beide voll rassiger Anmut, einer Grazie, wie sie die Töchter der Vereinigten Staaten so oft auszeichnet. Es war nur zu natürlich, daß diese beiden jungen Damen, nicht gerade zur Freude der in

Apia beheimateten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, sehr bald den Mittelpunkt der dortigen ‚Gesellschaft' bildeten. Der Fixeste von uns hatte die erforderliche Anbahnung der Bekanntschaft sehr bald zuwege gebracht. Unter den jungen Offizieren der im Hafen liegenden Schiffe und den jungen deutschen Kaufleuten am Ort entstand alsbald ein scharfer Wettbewerb um die Gunst der beiden Schönen, wobei die Ansichten über die Anziehungskraft jeder der beiden je nach Geschmack sofort zwei Lager zustandebrachten, von denen jedes darauf bestand, daß der Preis der Schönheit der von ihm verehrten jungen Dame gebühre. Von mir muß ich bekennen, daß es vom ersten Moment ab für mich keine weitere Wahl gab und ich bis über beide länglichen Ohren in die Jüngere, Annie, verliebt war. Das Kindlich-Knospenhafte in Gesicht, Haartracht, Figur und Wesen hatte es mir sofort angetan. Die verschiedenen Parteien überboten sich in der Veranstaltung von Festen und Partien. Und da die übrigen Schönen Apias, Weiße, bräunlich Angehauchte und ziemlich Braune, soweit sie ‚hoffähig' waren, von diesen Festen auch profitierten, so herrschte schließlich allgemeine Zufriedenheit. Allmählich wurde der Kreis der Bewerber um die beiden schönen Schwestern wieder kleiner, wechselseitige Sympathien schufen einige bevorzugte Favoriten unter uns. Das eine oder

andere Schiff verließ den Hafen. Wir aber blieben. Kurzum, es kam dazu, daß ein Kamerad und ich recht oft — so oft es der nicht sehr strenge Tropendienst gestattete — mit den beiden Schwestern zu Pferd oder zu Wagen Land und Leute studierten, Tennis spielten oder auf Tanzabenden ihre Partner waren. Die Frau des deutschen Konsuls fungierte gelegentlich als Ehrendame, unser braver Erster Offizier als deren Kavalier und Elefant. Erziehung und Sitte gaben den jungen Amerikanerinnen nebenbei jene bei aller Fröhlichkeit doch gemessene Zurückhaltung, die auch mutterlosen Töchtern größte Freiheit der Bewegung gestattet. Unser Verkehr war durchaus harmlos, wir genossen die Stunden, ernsthafte Bindungen lagen uns allen vieren meilenfern. Natürlich hatten wir uns sehr gern, was wäre das Leben auch ohne Liebe! Wir zeigten es uns auch ein klein wenig, kleine Erinnerungsstücke gingen von einem zum andern, Blumengaben erfreuten die Schwestern, wir tauschten Bücher mit angestrichenen Stellen, genossen zusammen die schattige Kühle stiller Veranden und wandelten Seite an Seite unter Palmen durch die monderhellte Tropennacht. Wir waren ja alle noch so köstlich jung, und um die beiden Schwestern wehte ein Hauch keuscher Unnahbarkeit und Reinheit, der jeden Händedruck für uns zum Ereignis werden ließ.

Aber alles Gute im Leben geht vorüber wie alles Häßliche, wie auch dieser Krieg vorübergehen wird. Auch für uns kam die Stunde des Abschieds. Und zwar gleichzeitig und doppelt für uns alle. Unser Kreuzer sollte auf erhaltenen Befehl hin nach einem entfernter gelegenen neuseeländischen Hafen gehen. Der Amerikaner wollte mit dem nächsten Dampfer, der Apia anlief, seine Reise nach Auckland in Neuseeland fortsetzen, um dort das Gebiet der heißen Quellen und seltsamen Schlammseen sowie die Sitten der Maoris zu studieren. Natürlich begleiteten ihn die Töchter auch dorthin. Der Dampfer ‚Roturua', der alle vier Wochen Apia anlief und gerade jetzt fällig war, sollte zufällig nur wenige Stunden vor uns den Hafen verlassen. Das aber machte das Abschiednehmen nicht überflüssig. Und Abschiednehmen hält bekanntlich schwer. Mein Kamerad hatte sich, durch Wachtdienst behindert, schon am Tage vorher von der Dame seines Herzens verabschiedet. Ihm fiel es scheinbar etwas leichter als mir, der ich gern das letzte Lebewohl so lange wie möglich hinausschob. So ließ ich mich am Morgen dieses kritischen Tages durch den treuen Burschen mit dem Dingi an Bord der eben eingelaufenen ‚Roturua' rudern, die nur wenige knappe Stunden im Hafen bleiben wollte. Die Amerikaner waren auch soeben an Bord gekommen. In der Unrast der Stunde sprachen Annie und ich allerlei

Torheiten, die man in solchen Zeiten spricht. Fast glaube ich, daß uns beiden schließlich das Abschiednehmen schwerer wurde, als wir eigentlich gedacht hatten. Ein ganz klein wenig haben unsere Stimmen beim letzten Lebewohl doch wohl gezittert. Das Blau in Annies Augen kam mir an diesem Tage viel tiefer vor als sonst vorher, obwohl ihre Augen häufiger nach unten sahen, als es sonst ihre fröhliche Art war. Wir trösteten uns, wenn wir auch selbst nicht daran glaubten, daß wir uns unterwegs oder in Neuseeland vielleicht noch treffen würden. Reisegeschwindigkeit, Kursrichtung und Abfahrtzeit machten das allerdings wenig wahrscheinlich. Dann erklang mißtönend die Heulsirene des Dampfers. Die Ankerwinde knarrte. Es war Zeit, von Bord zu gehen. Ein Händedruck, ein letzter langer Blick. Dann stieg ich ins wartende Boot. Der Dampfer ging an. Ich sah noch lange ein kleines Taschentuch über der Reling winken. Gesprochen haben wir zuletzt nicht mehr viel. Dann steuerte der Dampfer aus den Korallenriffen in die blaue, endlose Südsee.

Daß dies kleine Erlebnis ein schönes Stückchen Jugend, das beste vielleicht, darstellte, ist mir erst später ganz klar geworden. Ich fuhr an Bord. Mich rief der Dienst. Als Navigationsoffizier hatte ich unsere eigene Abfahrt vorzubereiten. Zu dumm! Die Gedanken flogen immer wieder auf die ‚Roturua'. Und als wir später Anker lichteten und selbst

in See gingen, hätte ich beinahe einen Kunstfehler beim Absetzen des Kurses gemacht, wenn der brave Steuermann nicht noch durch einen vorsichtigen Hinweis eingegriffen hätte. Der Kommandant hat nichts gesagt, als er es bemerkte. Er war ‚im Bild' und dachte der eigenen Jugendzeit. Die ‚Roturua' und ihre Rauchfahne waren natürlich längst hinter dem Horizont verschwunden, als wir aus den von der Brandung umtosten Riffen hinaus und in die freie See steuerten.

Wir hatten eine etwa achttägige Reisezeit vor uns. Am vierten Tag, abends gegen sechs Uhr, als der sonnenhelle Tag nach kurzer Dämmerung in eine sternklare Mondnacht überzugehen begann, meldete der Ausguckposten auf der Back plötzlich: ‚Ein helles, weißes Licht rechts voraus.' Ich hatte die Wache auf der Brücke und sah alsbald durch mein Glas, daß wir uns ziemlich rasch dem hellerleuchteten Heck eines Dampfers näherten. Mir blitzte es sogleich durch den Kopf, daß es sich in dieser einsamen Gegend, wo selten Schiffe fuhren, nur um die ‚Roturua' handeln könne. Mich wunderte nur, daß wir dem Schiff so überraschend schnell näherkamen. Funkspruch gab es damals noch nicht. So ließ ich, um zu erkennen, um was es sich handle, einen Kurs steuern, der uns recht nahe an das gesichtete Schiff führte. Der Scheinwerfer wurde klargemacht. Bald sah ich, daß der Dampfer gestoppt

lag. Als wir in seine Nähe kamen, brannte er ein Blaufeuer ab und gab so den Wunsch zu erkennen, mit uns zu verkehren. Wir stoppten längsseit. Im Scheinwerferlicht las ich am Heck ‚Roturua'. Auf dem Promenadendeck standen Gruppen von Passagieren. Ich sah Damenkleider und wußte, daß Annie dabei war. Der Kommandant war an Deck gekommen. Mich löste mein Nachfolger gerade auf der Wache ab. Ich erbat sofort die Erlaubnis, mit dem Kutter hinüberfahren zu dürfen, um zu erfragen, was man von uns begehre. Der Kutter rauschte zu Wasser. Wir fuhren hinüber. Zuerst kam der Dienst. Der Kapitän der ‚Roturua' erbat unsern Ingenieur und technische Hilfe. In der Maschine war ein Defekt, den er mit seinen half cast-Heizern nicht beseitigen konnte. Ich schickte den Kutter mit der Meldung über das Gewünschte an Bord des ‚Seevogel' zurück und bat, bis zur Beendigung der Reparatur drüben bleiben zu dürfen. Dann begrüßte ich Annie, die Schwester und den Vater. Unser braver Ingenieur kam mit seinem Personal und Handwerkszeug. Drei Stunden werde er wohl gebrauchen, meinte er. Ich wünschte, es möge viel länger dauern.

Da haben wir beide, Annie und ich, nochmals Wiedersehen und Abschied gefeiert und dem Gott des Zufalls für diesen kleinen Maschinenschaden, der sie vorher etwas geängstigt hatte. von Herzen

gedankt. Der Vater und die Schwester ließen uns ziemlich ungestört. Sie zeigten ein merkwürdiges Interesse für die Arbeiten unseres Maschinenpersonals. Es war eine herrliche Nacht. Windstill fast, nur eine leichte Dünung bewegte ganz sanft die beiden nebeneinander treibenden Schiffe. Über uns das südliche Kreuz, der Vollmond und der klare Sternenhimmel und die Herzen so weit und die Freude des Beisammenseins so groß. Wir scherzten und plauderten, die Stunden verrannen wie Minuten.

Um Elf kam unser Ingenieur, tippte mich leise auf die Schulter und sagte, daß er nun gleich fertig sei und wir wohl an Bord zurück müßten. Der Kutter lag schon längsseit. Auch der Kapitän der ‚Roturua' kam, um sich auch bei mir höflich für die Hilfe zu bedanken. So mußten Annie und ich recht plötzlich und in Gegenwart von Zeugen Abschied nehmen. Recht formell ging's daher dabei zu. Nur die kleine liebe Hand Annies habe ich etwas länger festgehalten, als die Etikette vorschreibt, an die Lippen gehoben und leise geküßt. Dann holte sie mir noch schnell die neueste an Bord gemachte Photographie von sich selbst. Wir stiegen in das wartende Boot, das der Scheinwerfer des ‚Seevogel' mit der Bordwand der ‚Roturua' hell beleuchtete. Nach oben sehend, erblickte ich, gerade noch im Kegel des blendenden Scheinwerfer-

lichtes, das liebliche Oval des Gesichtchens von Annie, die, sich über die Reling beugend, wortlos auf mich herabsah und mir freundlich zunickte. Da schien es mir, als fiele plötzlich ein kristallheller Tautropfen, der fast wie eine Menschenträne aussah, im Scheinwerferlicht hell aufleuchtend und wie ein Diamant funkelnd, auf mich herunter. Ich weiß nicht, ob es ein Irrtum war. Wir Deutsche sind ja immer ein bißchen sentimental und denken, was wir hoffen. Von mir selbst brauche ich ja nicht weiter zu reden. Ich wußte ja, daß die Augen von zwölf neugierigen Matrosen beobachtend auf mir ruhten.

Auf der achtersten Ducht des Kutters saßen an dem Schlagriemen zwei Leute, deren Gespräch ich neulich einmal von der Brücke aus zufällig belauscht. ‚Ganz verrückt ist unser Leutnant in diese amerikanische Puppe,' hatte der eine gemeint. ‚Er wird doch nicht so dumm sein und so eine Fremdländische heiraten,' hatte der andere erwidert. Dann war dem einen die Pfeife ausgegangen, und er holte sich Feuer bei dem anderen. Ihr Gespräch stockte. Viel zu reden ist dieser Leute Art ja nicht, ich aber wußte Bescheid. Die ganze Kutterbesatzung kannte ich nebenbei sehr gut. Als wir zuletzt in Melbourne lagen, hatte ich sie eingepullt. Es war eine Regatta aller im Hafen liegenden Kriegsschiffkutter in Aussicht gewesen. Sie hatten

mich gebeten, dafür zu sorgen, daß die Racestrecke recht lang gemacht würde. Dann wollten sie es schon holen! Auf kurzen Strecken seien die anderen ihnen über. Der Obermatrose Mattutat, der am Steuerbord-Schlagriemen saß und seit seinem vierzehnten Lebensjahr oben bei Cranz in Ostpreußen Tag und Nacht im Fischerboot gelebt hatte, kannte sich und seine Kameraden. Ausdauer war ihre Stärke. Er war der Wortführer der Kutterbesatzung bei mir gewesen. Er hatte auch recht behalten. Mit vier Bootslängen schlugen wir die Amerikaner, die mit einem extra leichten Rennboot am Start erschienen waren. Ein Stück dahinter folgten zwei Engländer und ganz am Horizont ein matter Italienerkutter. Vor diesen Bundesbrüdern hatten wir ja auch die wenigste Angst gehabt. Das ‚blaue Band' von Melbourne war uns geblieben. Stolz fuhr unser Kutter, das silberne Ehrenschild am Heck.

Knapp und kurz gab ich selbst das Kommando zum Ablegen.

Das Boot schor ab. Die Riemen tauchten in die glitzernde Flut. Hinter dem Boot zog ein Streifen hellen Meerleuchtens her. Der Scheinwerfer erlosch, wir legten an Bord an und stiegen aus. Die ‚Roturua' zog ihres Weges dahin. Dann schlugen auch unsere Maschinen an. Verschiedenen Zielen dampften wir zu.

Ich blieb an Deck, solange die Lichter der ‚Roturua‘ noch in Sicht waren. Dem neckenden Spott der Kameraden ging ich vorsichtig aus dem Wege.

Um vier Uhr morgens bekam ich die Wache auf der Brücke. Ein bißchen elegisch und katzenjämmerlich war mir nach diesem Abschied und der fast schlaflosen Nacht zumute. Das Trompeterlied ‚Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen‘ wollte mir gar nicht aus dem Sinn. Ich summte es immer vor mich hin, wenn ich auf der Brücke auf und ab stampfte.

Als die Sonne nachher aufging und das Deckwaschen begann, haben mich die Reinschiffleute mit ihren auch die geheiligte Kommandobrücke nicht verschonenden Wasserfluten und Besen sehr bald in die rauhe Wirklichkeit zurückgebracht. So ein Deckwaschen, bei dem einem das klare, kalte Seewasser ordentlich um die Füße flutet, hat überhaupt viel Abkühlendes! Und das war gut so!

Ein paar Briefchen haben wir dann noch gewechselt. Scheu und zart die ihren. Dann kam für uns eine neue Rundreise durch die Südsee. Ich saß oft im Topp und navigierte von dort aus das Schiff durch die Korallenkanäle. Dabei vergehen einem die Abschieds- und Liebesgedanken ganz und gar. Neue Sterne erschienen uns dann am südlichen Himmel. Es gibt der Eindrücke da unten so viele, und dabei wird man vergeßlich.

Nach sechs Jahren so etwa erreichte mich auf allerlei postalischen Umwegen in der Heimat eine Einladung zur Teilnahme an der Hochzeit der Miß Annie mit einem — wie ich später gehört habe — recht wohlsituierten Mister Green, der nebenbei auch noch eine politische Rolle in seinem Vaterlande der unbegrenzten Möglichkeiten spielte. Ich dankte und gratulierte. Wie man eben so schreibt in solchen Fällen. An die Heineschen Verse dachte ich:

„Und freundlich gratuliert' ich
Und lispelte liebevoll,
Daß man sie von mir recht herzlich
Viel tausendmal grüßen soll.'

Die liebe Erinnerung an die schöne Südseezeit bin ich nie ganz los geworden. Es schwebt für mich immer ein Hauch von Jugend und Reinheit um das kleine Erlebnis."

Wir anderen hatten schweigend zugehört. Unsere Gedanken folgten dem Erzähler in alte, fernliegende Zeiten. Eine Art Heimweh, eine Sehnsucht nach der freien See, nach der Jugendzeit, nach dem Ausland kam über uns alle. Aus den dicken Wolken, die unseren Zigarren entstiegen, tauchten mit einem Male freundliche Bilder auf. Die blaue Südsee, die wir fast alle kannten, lag mit ihren unendlichen Weiten vor uns. Und aus ihren Fluten stiegen vor unseren Augen die Berge der Inseln und die palmenbestandenen niedrigen Korallenatolle empor mit ihrem merkwürdigen, anziehenden, vielseitigen, von der Kultur noch sehr wenig berührten Völkergemisch. Unter ihnen Samoa, die ‚Perle der Südsee', seit vielen Jahrzehnten die Stätte deutscher Kulturarbeit, mit den Gräbern tapferer deutscher Seeleute, die dort ihr Blut im Kampfe mit den Wilden vergossen hatten oder mit ihren Schiffen im Wirbelsturm den Elementen erlegen waren.

Dann fiel es uns plötzlich ein, fast wie ein körperlicher Schmerz wirkte es: Dort, über Apia, weht heute ungestraft die Flagge des verhaßten Gegners, der dem ehrlichen Kampfe mit uns bewußt aus dem Wege geht.

Unsere Fäuste ballten sich unwillkürlich. Wehe dir, England!

Fatutá*

Das war ja eine ziemlich blümerante Geschichte, die uns da neulich erzählt wurde! Das Abschiednehmen wollte ja gar kein Ende nehmen! Und Tränen hat es auch dabei gegeben! Mir ist nachher noch ganz wehleidig zumute geworden, als ich an Bord fuhr. Ich liebe die Rührseligkeiten nur in kleineren Dosen! Gerade jetzt. Das Stilleliegen und Warten ist bis jetzt ein verdammt eintöniges Handwerk für uns gewesen. Ich meine, wir brauchen ein wenig Anregung und Aufmunterung. Ich habe neulich abend noch einige verstohlene Kognaks verhaften müssen, als ich an Bord kam. Ich bin des trockenen Tons nun satt, will mal etwas den Teufel spielen und aus meiner Jugendzeit erzählen. Aber ein bißchen weniger sentimental geht's in meinen Jugendgeschichten zu, das muß ich gleich sagen, will auch Schwachnervige oder ganz Prüde lieber vorher darauf aufmerksam machen und um Nachsicht bitten. Wem's nicht gefällt, muß hinausgehen und ‚ein Glas Wasser holen'."

* Der Ton liegt auf der letzten Silbe.

Dem, der heute so zu uns sprach, sah man an, daß er im Leben wohl viel Glück bei den Frauen gehabt haben mochte. Das energische, stolze Gesicht mit der leicht gebogenen Nase und den großen, scharf blickenden Augen, der immer etwas sarkastisch lächelnde Mund, der wohlgepflegte, dunkle Knebelbart ohne jede Altersspuren, Haltung und Handbewegungen mußten auch jetzt noch, trotz der wohl fünfundvierzig Jahre, anziehend auf Frauen wirken. Wir wußten auch alle, daß er mancherlei interessante Erlebnisse zu verzeichnen hatte. Aber er war meist sehr verschwiegen und rühmte sich nie seiner Erfolge. Da er Junggeselle und nicht unvermögend war, richtete er sein Leben ganz nach seinem Geschmack ein. Ein gewisser Komfort war ihm Bedürfnis, das zeigte auch jetzt seine Kajüte. Obwohl alles Brennbare an Möbeln im Kriege daraus entfernt war, zeugte doch das, was hier und da, gewissermaßen als Erinnerungsstück an bessere Zeit, noch stand oder hing, vom verwöhnten Geschmack des weitgereisten, welterfahrenen Mannes. Hier eine besonders schöne japanische Bronze, dort ein Aschbecher aus feinstem Kopenhagener Porzellan, auf dem Schreibtisch ein seltener malaiischer Dolch als Brieföffner, über einem der Blechstühle eine besonders kostbare Kameltasche vom feinsten Buchara. An der sonst kahlen Wand der Kajüte hing ein gutes Jagdbild von Kröner und zu beiden

Seiten die Gehörne zweier kapitaler Rehböcke mit Preisschildern. Gläser und Geschirr auf dem Tische von auserlesener Güte. In dem Blechregal, das den Bücherschrank ersetzte, eine ausgewählte Sammlung von Klassikern und historischen Werken. Unser Freund, der jetzt das Wort genommen hatte, wollte leben und wußte mit Grazie zu leben. Er richtete sich sein Leben ganz nach seinem Geschmacke ein. Seine untergebenen Offiziere vergötterten ihn, sein Schiff war in musterhafter Ordnung, er galt überall als vorzüglicher, praktischer Seemann, der sein Schiff in jeder Lage sicher in der Hand hatte. Nur mit dem Schreibwerk stand er dauernd auf Kriegsfuß. Gegen die Mannschaft, wie gegen sich selbst, war er streng, pünktlich auf die Minute, aber immer gerecht. Neben dem Dienste huldigte er jeglichem männlichen Sport. Ab und zu, wenn er frei war, verschwand er in Friedenszeiten aus unserem Gesichtskreis, für einige Wochen. Später hörten wir dann, daß er in Monaco, Wien, Paris, im Engadin oder irgendwo zur Jagd gewesen sei. Frug man ihn nach Einzelheiten, so lächelte er diskret und beschrieb mit Schwung und überzeugender Kraft die landschaftlichen Reize der von ihm besuchten Gegend. Von den Menschen, die er gesehen und kennengelernt hatte, schwieg er.

„Also," fuhr er fort, „die schöne Südsee habe ich bekanntlich auch befahren. Und das mit dreiund-

zwanzig Jahren, als jüngster und lebenslustigster Leutnant eines der kleinsten, aber stolzesten Schiffe Seiner Majestät. Freilich, mit einigen Entbehrungen war die Sache auch bei uns verbunden. Ich wohnte mit dem inzwischen irgendwo Kohl bauenden ‚roten Meyer' zusammen in einer Kammer von zwei Quadratmetern Größe, wir hatten zusammen einen der bekannten dreieckigen Waschtische. Aber ‚zwei' Wassergläser hatte uns der Fiskus doch gütigst bewilligt. Das Seitenfenster konnten wir nur bei gutem Wetter im Hafen aufmachen. Es lag nur einen Fuß über der Wasserlinie. Herrgott, war das manchmal eine Luft in dem Raum! Der ‚rote Meyer', ihr kennt ihn wohl alle noch, transpirierte bei seiner Dicke immer so stark. Wohlriechend war er nicht, aber ein gutmütiger, famoser Kerl; er hat oft freiwillig die Wache für mich genommen, wenn ich ganz dringlich einmal außer der Reihe an Land mußte.

Unser Kommandant war aus der alten, rauhen Schule. Ein Ehrenmann gewiß und guter Seemann, wir haben viel bei ihm gelernt, aber reichlich streng, und für uns Leutnants und unsere jugendlichen Gefühle hatte er kein rechtes Verständnis. Immerhin, wir kamen aber doch noch so ziemlich auf unsere Kosten, auch da unten bei den braunen und schwarzen Mädchen, und haben nirgends etwas anbrennen lassen.

In Apia waren wir auch, wir sollten damals den Hafen ‚flüchtig' vermessen. Diese ‚Flüchtigkeit' dauerte nach deutscher Art rund acht Wochen. Ich war für dies Geschäft Gott sei Dank noch zu dumm und wurde selten beteiligt. Nur loten mußte ich manchmal tagelang zwischen den Riffen, was maß=los stumpfsinnig war, für die Seefahrt ja aber sehr nützlich sein soll. Als die Karte später fertig war, war ich ganz stolz auf meine Mitwirkung bei dieser ‚wissenschaftlichen' Arbeit und habe mir ein Exem=plar aufgehoben.

Im besagten Apia lebte damals, vorher schon und später auch noch, glaube ich, ein Deutscher namens Vogler, ein Allerweltsmann. Einige sagten, er sei vorher, ehe er seßhaft wurde, Seeräuber in der Südsee gewesen, andere behaupteten, er habe sein Glück als Sklavenhändler in Afrika gemacht. Näheres haben wir nie ermittelt. Wozu auch? Er selbst hüllte sich darüber in Schweigen und nannte sich ‚Ingenieur'. Er verrichtete auf einer großen Plantage bei Apia sehr nützliche Dienste. Nebenbei kurierte er in seinen Freizeiten die chine=sischen Arbeiter und die freien Samoaner, die ihm deshalb den Ehrentitel ‚Fumai', das heißt Arzt, beigelegt hatten. Auch bei Schwergeburten von Kindern und Kälbern wußte er Rat, kurzum, ein recht nützlicher und vielseitiger Mann. Für die von der Kultur ziemlich wenig beleckte Südsee sehr

passend. Irgendwo in Deutschland hatte er vor unendlichen Jahren akademische Bildung genossen, jedenfalls an Burschenschafterfesten und Mensuren überaus tätigen Anteil genommen. Eine sehr kunstgerechte Tiefquart auf der linken Backe und ein Bierzipfel in der weißen Weste bestätigten das. Er verkehrte viel an Bord und wir in seinem sehr netten Hause. Er war ein stets gern gesehener Gast von guten Formen. Immer unterhaltsam und anregend, der Letzte beim Becher, nie ein Spielverderber. Er hatte eine an Jahren viel jüngere samoanische Häuptlingstochter hohen Ranges mit sehr viel ‚feinen Matten‘ als Mitgift geheiratet und diese, das muß ich sagen, geradezu tadellos ‚dressiert‘. Ich mußte immer an die Geschichte von dem Affen und der Halskrause denken, wenn wir in seinem Hause waren. War er gegenwärtig, so benahm sich die Frau wie eine veritable Dame. Sie sprach genügend Englisch und Französisch, um die Honneurs machen zu können. Sie war dann europäisch gekleidet, zurückhaltend und voll Würde.

Traf man sie, wenn er oben in den Bergen oder sonstwie längere Zeit abwesend war, zufällig allein, so trug sie das landesübliche, entsetzlich häßliche ‚Missionallihemd‘, ging barfuß, lag mit Vorliebe nach samoanischer Sitte am Boden auf der Matte und machte ‚Pelee‘, das heißt sie spielte mit einigen anderen samoanischen Damen aus der Verwandt-

schaft oder Bekanntschaft, die sonst in der Nähe in ihren Hütten wohnten, mit gräßlich schmierigen Karten irgendein Glücksspiel.

Kinder hatten sie nicht. Aber als wir hinkamen, hatten sie gerade eine Verwandte, also auch eine Häuptlingstochter, ins Haus genommen, die allem Anschein nach auch dressiert und zivilisiert werden sollte. Ein blutjunges, bildhübsches, prächtig gewachsenes Ding, dessen Nettigkeit und Niedlichkeit auch europäischen Anforderungen an Frauenschönheit standhalten konnte. Ich sah sie zum erstenmal auf einem kleinen Bordfest, das wir veranstalteten. Sie kennen alle die übliche Aufmachung. Sonnensegel, Palmendekorationen, Bordkapelle, viel Trinkbares und dazu die Damenwelt von Apia, also alle Schattierungen von Vollblutbraun zum Vollblutweiß. Dort debütierte zuerst die kleine Fatutá. ‚Fa Samoa' gekleidet, das heißt als reichlich fußfreien Rock eine der kostbaren, feinen gelben Matten mit rotem Federbesatz um die schlanken Hüften im Wulst geschnürt. Dazu eine mehr europäisch gehaltene, dünne und viereckig ausgeschnittene Bluse, die — korsettlos natürlich — die knospenden Formen nur gerade ahnen ließ. Auf dem schwarzen, welligen Haar und um den Ausschnitt der Taille einen entzückenden Kranz kleiner Moosröschen. Sie war wirklich famos aufgemacht und hatte ihr bestes Geschirr angelegt. Die Füße waren ganz ohne

Bekleidung und sahen kokett in voller Bräune und mit wohlgeformten Waden unter dem halblangen Rock hervor. Trotzdem und trotz der überall im Wege stehenden Decksbolzen tanzte sie auf Grund natürlicher Veranlagung Walzer und Polka besser und graziöser als alle anderen Damen. Sprechen konnte sie außer ihrer Landessprache nur noch etwas Pidgin-Englisch.

Ich sie sehen und bewundern, war eins. Ich war damals eben noch zu wenig zurückhaltend mit meinen Gefühlen. Wir tanzten jeden Tanz zusammen und waren beide so nett und ursprünglich dabei — die anderen nannten es kalberig. Die samoanische Pflegemutter und der alte Vogler, der übrigens meist in der Kajüte saß, wo es eisgekühlten Whisky in größeren Gebinden gab mögen ob unserer Harmlosigkeit etwas besorgt geworden sein. Die kleine Fatutá lernte an dem Tage auch sehr nett und zierlich Sekt aus ausgehöhlten Ananas trinken, die in diesem gesegneten Lande bekanntlich wild wachsen. Es war das eine Spezialität von uns bei besonderen Festlichkeiten. Daß ich sie zum Schlusse in Begleitung der Pflegeeltern mit nach Hause brachte, war selbstverständlich. Sie hing ziemlich selig an meinem Arm. Wir kamen ab und zu in etwas enge Berührung. Laternen gibt es in Apia nur wenige, und die Nacht war dunkel; daß man dabei gelegentlich in dieser Wildnis ein bißchen

vertrauter miteinander wird, ist ja menschlich. Ab und zu quiekte Fatutá leise vor Vergnügen. Die Pflegeeltern schritten würdevoll vor uns her. Na, zwei Tage später ließ mich der Kommandant bitten und deutete mir unter Räuspern und Husten — das Redenhalten war nicht seine starke Seite — so etwas an von ‚heiligem Gastrecht', ‚unberührter Jugend' und ‚Pflichten des vornehmen Mannes', besonders im Auslande, so daß ich wußte, was die Uhr geschlagen hatte. Ganz unrecht hatte er ja nicht, obgleich es sich um eine kleine wilde samoanische Katze handelte. Resultat, ich sagte ihm zu, meine stürmischen Bewerbungen um Fatutás Gunst auf ein europäisches Maß herabzumildern. Unglücklicherweise hatte ich mich für einen der nächsten freien Tage mit Zustimmung der Eltern für eine Reitpartie mit ihr verabredet. Absagen schien mir nach Lage der Dinge unangebracht und etwas genant, ich dachte mir, die Sache wird schon gut gehen, ein Dreh wird sich schon finden. Also hoch zu Roß auf weißem Schimmel im prächtigen Sportanzuge hin zum Hause meiner braunen Schönen! Aber siehe da, ich sah keine Vorbereitungen. Kein Hottehüh mit Damensattel zu sehen. Nach einiger Zeit erschien Herr Vogler auf der Veranda und erläuterte mir unter vielen Entschuldigungen, daß und warum Fatutá plötzlich habe verreisen müssen. Ich dachte mir natürlich, daß dies alles Ausreden

seien, und daß man vorgezogen habe, Fatutás unbeschützte Jugend nach europäischem Muster noch etwas auf die sichere Weide zu schicken. Ich fand diese Lösung auch für mich ganz annehmbar. Etwas erlöst schlug ich mich in die Büsche. Einige Tage später trug mir der geschäftige Küstenklatsch zu, daß Fatutá ‚in den Busch gegangen' wäre. Das ‚Avaga' machen ist in Samoa eine uralte Gerechtsame junger Mädchen und Burschen, die die Liebe zueinander treibt. Eigentlich eine recht vernünftige Einrichtung. Wenn ein junger Samoaner ein Mädchen gefunden hat, das seine Liebe erwidert, so verschwinden sie für eine oder zwei Honigwochen in den ziemlich unzugänglichen Busch, dort erbauen sie eine kleine traute Hütte, leben und lieben, die Nahrung liefern die Kokospalme und das Riff. Dann erscheinen sie nach einiger Zeit etwas verschämt wieder auf der Bildfläche. Die samoanische Sittenlehre hat an solchem Tun nichts auszusetzen. Ehezwang ist nicht damit verbunden. Meine Gefühle waren, als ich dies Ereignis erfuhr, etwas zwiespältig. Einmal war ich ganz zufrieden über diese humorvolle Lösung des Konflikts, zum anderen ärgerte ich mich, daß mich der muskulöse samoanische Jüngling so rasch ausgestochen hatte und an das Ziel seiner Wünsche gelangt war. Wie mein Kommandant sich zur Sache stellte, hat er mir nie mitgeteilt.

Die europäische Erziehung Fatutás wurde nunmehr natürlich aufgesteckt, sie wurde in Acht und Bann getan. Die Pflegeeltern mieden dies Thema in der Unterhaltung mit uns. Aber mit dem alten Vogler blieb ich nach wie vor auf dem besten Fuße.

Unsere nützliche Vermessungstätigkeit wurde nicht lange darauf durch eine ‚kriegerische' Aufgabe jäh unterbrochen. Zwei Parteien auf Upolu, der Hauptinsel, ich glaube, bei der einen war der alte Malietoa-Laupepa der Stänker und das Karnickel, hatten sich wieder einmal in die Wolle bekommen und einen Kriegszug arrangiert, bei dem die Apiapartei auch einen abgeschnittenen Kopf erbeutet hatte. Diese Zwistigkeiten sollten nun durch uns beigelegt werden. Wir begaben uns an den Aufruhrherd nach Saluafata, östlich Apia. Unsere Kanonen wurden frisch eingeölt und sonstige ernstere Vorbereitungen getroffen. Den Häuptling und einen ‚Sprecher' aus Apia hatten wir mitgenommen. Die Schwätzer spielten auch in der samoanischen Politik die Hauptrolle. Auch der deutsche Konsul mit Dolmetscher war an Bord.

In Saluafata wurde ich mit dem Brandungsboot an Land geschickt, um den dortigen Häuptling zu den Friedensverhandlungen an Bord zu holen. Ein armierter Kutter deckte meine Landung. Ganz zu trauen war den mit alten Gewehren bewaffneten Samoanern nicht.

Am Strande hatte sich bereits eine Schar von Kriegern und Weibern versammelt. Mit dem Revolver und Säbel malerisch gegürtet, sprang ich an Land und suchte denjenigen, den ich holen sollte. Den Namen des Häuptlings habe ich natürlich vergessen. Er war endlos lang und deutete auf vornehme Abkunft. Am Benehmen der anderen erkannte ich ihn bald. Ein alter, weißhaariger Samoaner mit tiefen Falten in dem unrasierten, weißstoppeligen Gesicht. Offenbar hatte er eine gräßliche Angst, mit an Bord zu kommen, und befürchtete dort seine sofortige Exekution. Ich redete mit meinen paar Brocken Samoanisch, vermischt mit einigen englischen und deutschen Flüchen, lebhaft auf ihn ein und übernahm feierlich jede Gewähr für sein teures braunes Leben. Auch die übrigen schwatzten, schrien und gestikulierten um ihn herum. Lange ging er mit sich zu Rate. Schließlich überkam ihn eine menschliche Regung. Mitten unter seinem Volke, in meiner Gegenwart und in Gottes freier Natur hob er, ländlich — sittlich, das seine Lenden gürtende Lava-Lava, setzte sich in die Hocke und schritt zu jener Verrichtung, zu der sich der kulturbeleckte Mitteleuropäer in ein stilles Gemach zurückzuziehen pflegt. Die Weiber und Mädchen bildeten dabei eine Art diskreten Wandschirm um ihn. Ich bekam einen Lachanfall. Hiernach fühlte er sich sichtlich erleichtert und erklärte sich, wenn

auch stöhnend und jammernd, bereit, mitzugehen. Zum Schutze aber nahm er ein niedliches, kleines, braunes Mädchen mit. Das getreue Volk begleitete sein Einsteigen ins Boot mit Geschrei und Wehklagen.

In dem Boote setzte sich die Kleine dicht neben mich auf die Bank. Der Alte hockte unten auf dem Boden. Dann ging's durch die Brandung. Wir setzten Segel und fuhren an Bord. Die kleine Person neben mir war höchst mollig und zutraulich. Ich habe sie nachher an Bord sehr nett und freundlich behandelt und mit allerlei Leckereien gefüttert. Sie wich aber dem Alten bei den langatmigen Friedensverhandlungen nicht von der Seite. Der Friedensschluß kam glücklich zustande. Der Alte und seine junge Begleiterin wurden wieder an Land geschafft, diesmal aber ohne meine Hilfe. Unser Kreuzer ging nach Apia zurück.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit, um den Einzug der Sieger, die auch den erbeuteten Kopf mit sich führten, in das Apia benachbarte Dorf mitanzusehen. Es war schön, wild und feierlich.

Und siehe da, ein Wiedersehen erlebte ich.

Vor den schreienden Kriegern her tanzte als eine Art Walküre Fatutá, jetzt aber ganz ‚fa Samoa' gekleidet, das heißt nur das kurze ‚Titi' um die Lenden, um den Hals das ‚Ula' genannte Halsband aus weißen, starrenden Pottwalzähnen, auf dem Kopf

den riesigen malerischen Aufbau von Haaren, Blumen und Federn, den die Samoaner ‚Tuiga' nennen, und der bei festlichen Anlässen nicht fehlen darf.

Sie warf wie ein Jongleur abwechselnd zwei der langen, gebogenen Kopfmesser nach dem Takte des Siegesgesanges der Männer in die Luft. Frei wogte ihre wohlgeformte Brust. Ich mußte lächeln, wenn ich dachte, wie gut sich das Kind inzwischen körperlich entwickelt hatte. Auch sie lächelte mir verschämt für einen Augenblick zu, als ich sie passierte, und gedachte vergangener Zeiten. Der Kriegstanz nahm sie aber sofort wieder ganz in Anspruch. Ihre Rolle als Siegestänzerin gefiel ihr sehr gut. Das war unsere letzte Begegnung. Ich habe sie später nie wieder gesehen.

Das war also das erste meiner beiden samoanischen Abenteuer. Und nun kommt das andere, noch bessere."

Die Dorfjungfrau

Bald nachdem der kurze Traum mit Fatutá auf diese Weise restlos zu Ende geträumt war, fuhren wir für einige Tage mir dem Schiffe zur Ostecke der Insel. Der Kommandant hatte dort einen höchst wichtigen ‚politischen' Auftrag, Verhandlungen mit dem alten Häuptling Tamasese oder dergleichen. Die Sache stand wohl mit den soeben glücklich beendeten inneren Zwistigkeiten im Zusammenhang. Genaueres habe ich nie erfahren. Auch für so etwas war ich noch viel zu dumm. Sehr stark tangierte mich die Landespolitik auch nicht. Die Bevölkerung war in dieser Gegend noch urwüchsiger und viel weniger von der Pseudokultur angekränkelt wie in dem verkehrsreichen Apia und Umgebung. Abends waren wir Gäste des dortigen Plantagenbesitzers, eines Deutschen, der Land und Leute gut kannte und vortreffliche Beziehungen zu den Häuptlingen der Umgegend unterhielt. Er veranstaltete für uns einen echten ‚Siva-Siva', das heißt, einen jener prachtvollen Tanzabende, die von jeher das Entzücken aller Besucher dieser schönen Inseln gewesen sind.

Otto Ehlers hat die Tänze in seinem Buche von der ‚Perle der Südsee‘ sehr nett und anschaulich geschildert. Ich empfehle Nachlesen für den, der nicht dort war und sich dafür interessiert. Mir war der Zauber natürlich auch ganz neu. In Apia hatten wir nur ziemlich minderwertige und ins Gewöhnliche veränderte Abarten dieser Naturtänze zu sehen bekommen. Ich sperrte Mund und Ohren auf. Die eintönige Taktiermusik, der näselnde Gesang des Refrains, die wirklich anmutigen Bewegungen der hübschen und graziösen Tänzerinnen, die natürliche Komik einiger Charaktertänze fesselten Auge und Ohr. Dann kam der Schlußeffekt, die Dorfjungfrau und Haupttänzerin, die ‚Taupo‘, tanzte unter dem rasenden Beifallsklatschen der Zuschauer den Tanz, der immer den Höhepunkt und das Ende bildet. Zuerst noch im Schmuck ihrer leichten Tücher und Kränze. Dann lösten ihr für Sekunden die sie begleitenden alten Frauen den Gürtel, für einen Moment stand sie, eine lebendige Bronze, vom rötlichen Licht der Fackeln, das an der stark mit wohlriechenden Ölen gesalbten Haut reflektierte, beschienen, in ihrer ganzen göttlichen, braunen Schönheit nackt vor uns. Ehe das trunkene Auge voll die Wonne des Augenblicks ganz erfaßt hatte, sank sie in sich zusammen, und die Frauen warfen schützend ihre Tücher und Decken über sie. Ich muß gestehen, das Bild war so schön, daß

gemeine Sinnlichkeit ebensowenig aufkommen konnte wie beim Anblick einer schönen Marmorstatue oder eines Tizianschen Bildes. Freilich ist es ja eine Doktorfrage, ob wahre Frauenschönheit für Männer ganz ohne einen, wenn auch nur unbewußten, Einschlag von Sinnlichkeit denkbar ist. Dies nur so nebenbei als Reflexion eines bejahrten Weltkindes. Die Fackeln erloschen. Der Tanz war zu Ende. Die dunkle Nacht ließ alles verschwimmen. Die Samoaner verschwanden, wir Gäste saßen einen Augenblick sprachlos. Müde vom Schauen und Genuß zog ich mich bald zurück. In der Nacht reifte in mir der Wunsch, die Taupo noch einmal bei Tage zu sehen und kennenzulernen. Ich blieb beurlaubt den nächsten Tag an Land. Der ‚rote Meyer' vertrat mich auf der Wache. Mit Hilfe einiger Silbermünzen und meiner dürftigen samoanischen Sprachkenntnisse gelang es mir in dem nicht sehr fernen Dorf die große Hütte auszumachen, wo die Dorfjungfrau mit ihren Bewachungsfrauen recht komfortabel wohnte. Ich wurde zugelassen, die landesübliche Kawa wurde gereicht; so gut es ging, schwatzten wir, kicherten wir und lachten. Als Gastgeschenk überreichte ich ein rotes Seidentuch, das ich im ‚Store' der Plantage erstanden hatte, und empfing als Gegengabe einige hübsche Fächer. Das Mädchen gefiel mir gut, sehr gut. Sie war etwas heller von Farbe als die übrigen Geschlechts-

genossinnen. Man findet das bei Häuptlingstöchtern öfters. Es soll an der ausgewählten Nahrung liegen. Ich hätte Sina gern näher kennengelernt. Aber hier sind die samoanischen Sittengesetze ja leider strenger. Die alten Frauen wichen der Dorfjungfrau nicht von der Seite. So süße Speise wird nur sehr großen Häuptlingen serviert. Im Walde ist es ja auch nicht anders. Die jüngsten und hübschen Schmalrehe behält der alte Bock schon lange vor der Blattzeit unter sicherer Aufsicht. Wir schieden an diesem Tage in großer Freundschaft. Ganz aus dem Kopfe wollte mir jetzt und später der Gedanke nicht, daß wir uns noch einmal treffen müßten.

In Apia hatte ich einen Vertrauensmann. Er soll auch, wenn auch nur als Anhängsel, zu einer Häuptlingsfamilie gehört haben, was nicht hinderte, daß er mir die Wäsche besorgte und gelegentlich Kommissionen diskreter Art übernahm. Seinem Stammbaum nachzuspüren, hatte ich keine Veranlassung. Er sprach gottlob etwas Englisch. Den zog ich ins Vertrauen. Doch schienen ihm die Schwierigkeiten überwältigend. Eines Tages kam er in meine Kammer, tippte auf einen an der Wand hängenden alten Mauserkarabiner und meinte, mit Hilfe dieser Gabe ließe sich allerlei erreichen. Vor solchen Wertgeschenken würde manchmal ein Auge zugedrückt. Fünf Patronen müsse ich aber auf jeden Fall zugeben.

Waffenhandel war, Gott sei's geklagt, verboten. Ich kam in große Gewissenskonflikte. Immerhin, leichtsinnig war ich auch, und mein Sinn stand nach einem Wiedersehen mit der niedlichen Dorfjungfrau. Das eintönige Leben ließ nach etwas Abwechslung verlangen. So veränderte ich mit Feile und Hammer Visier und Korn des Karabiners beträchtlich, dito die Füllung der fünf Patronen. Viel Unheil konnte man mit dem Ding nun nicht mehr anrichten. Mein Mittler verlangte schließlich für sich auch noch als Kuppelpelz eine alte blaue Uniformjacke. Auch das bewilligte ich. In die schmutzige Wäsche eingebündelt, schleppte er seine Beute von Bord. Als Preis versprach er mir eine gemeinschaftliche Partie mit dem Mädchen nach dem ‚Lanu-Too', einem hoch in den Bergen köstlich gelegenen Kratersee, vielleicht einem der schönsten Punkte der ganzen Erde. Dieser auch bei den Samoanern beliebte Ausflugsort liegt ziemlich zentral auf der Insel und ist von vielen Stellen aus auf leidlichen Wegen erreichbar. Dort sollte eine ganz ‚zufällige' Begegnung stattfinden. Freilich könne Sina nur in Begleitung einer ihrer Wächterinnen kommen. Ohne das ginge es wirklich nicht. Damit war ich selbstverständlich einverstanden. Zum mindesten verhieß dies Arrangement ein kleines, nettes Abenteuer und, was wichtig war, es zeigte mir, daß meine braune Angebetete selbst einem Wiedersehen nicht abhold

war. Ich verabredete den Tag, lernte inzwischen, was das Zeug hielt, Samoanisch, dann beantragte und erhielt ich Urlaub zum Besteigen des ‚Lanu-Too'. Ich heuerte zwei schwarze Jungen von der deutschen Plantage, die mir das notwendige Gepäck nach oben buckeln sollten. Auf dem Wege zum Paradiese ging es steil bergauf. Rucksack und Flinte trug ich selber. In der Sonnenhitze etwas beschwerlich solch Aufstieg, aber was tut der Mensch nicht alles um der Liebe willen!

Ich glaube, wir brauchten, einschließlich der Rasten, sechs Stunden, bis wir oben waren. Jedenfalls war ich schachmatt, als endlich der See vor uns lag. Ich war — Naturschwärmer bin ich nebenbei immer gewesen — über den Anblick, der sich mir bot, entzückt. Gerade versank auf der einen Seite im Westen die Sonne in der violett gefärbten Südsee, auf der anderen breitete sich, fast ringsherum von hohen, ziemlich steil aufsteigenden, bewaldeten Bergen umgeben, der tiefdunkle grüne Kratersee vor mir aus. Totenstille ringsum. Mir fehlte der Abendgesang der Drosseln, der jeden Pürschgang im deutschen Walde so kostbar macht. Noch ehe es ganz dunkel wurde, ertönten Stimmen. Die Erwartete erschien mit ihrem Anhang, einer gräßlichen alten Begleiterin und mehreren samoanischen Jungens, die ihnen das Reisegepäck trugen. Ich habe mich gefreut, zu beobachten, daß schau-

spielerische Talente nicht nur bei unseren Frauen entwickelt zu sein pflegen. Sina spielte ihre neue Rolle köstlich. Sie freute sich kindlich des merkwürdigen Zusammentreffens hier oben. Die Alte neben ihr schien weniger erfreut. Offenbar kannte sie die Verabredung nicht, witterte aber Unheil.

Einige hüttenähnliche Häuschen hatte einer der Europäer Apias da oben am See für Touristen herrichten lassen. Soweit sie einer Dachausbesserung bedurften, besorgten dies die farbigen Jungens. Ich bezog die eine, Sina mit der Alten die daneben liegende. Die Jungens, Schwarze und Samoaner, richteten sich etwas weiter davon mit staunenswerter Geschwindigkeit und Geschicklichkeit ihre bedeckten Lagerstätten her. Die aus dürrem Laub und Holz gedrehten Fackeln wurden entzündet und bei ihrem Licht das Abendbrot bereitet. Präserven spielten die Hauptrolle. Die Samoaner hatten sich allerhand Leckerbissen vom Riffe und Taro aus den Gärten mitgebracht. Es wurde redlich geteilt. Ich war wirklich müde und zog mich bald zurück. Auch das Schwatzen der anderen verstummte bald. Bald nach Sonnenaufgang trafen wir uns wieder am Feuer. Der Morgen war ziemlich kühl, der heiße Kaffee mundete uns allen. Dann wurde das Tagesprogramm gemacht. Sina erbot sich, mir bei der Taubenjagd behilflich zu sein. Sie wissen, es gibt in Samoa eine ziemlich große Taubensorte,

die, nebenbei erwähnt, am Schnabel einen Zahn hat und daher ein naturgeschichtliches Unikum darstellt. Die Alte wollte natürlich mitgehen.

Die samoanischen Jungens sollten versuchen, als Zukost zu unseren Vorräten ein Ferkel zu fangen. Verwilderte Schweine hausten in der Gegend. So geschah es.

Ich zog mit der Flinte und der weiblichen Begleitung los. Sonst bin ich kein Freund von Damenbegleitung auf der Jagd, aber hier mußte es ja sein. Ich muß gestehen, ich hätte nie eine Taube zur Strecke gebracht, wenn mir das Mädchen sie nicht auf den hohen Bäumen gezeigt hätte. So aber ging es, und ich lieferte drei. Das Schießen war ja kein Kunststück. Die Tauben, wenig beschossen, saßen still auf den hohen Bäumen. Die Alte, der der Jagdsport auf die Dauer scheinbar zuviel Mühe machte, blieb gelegentlich zurück. Kleine Annäherungen wurden möglich. Meine Sprachkenntnisse bereicherten sich sichtlich. Ich sah, die Sache machte sich. Als wir zurückkehrten zu unserer Hütte, hatten die Samoaner wirklich ein Spanferkel gegriffen. Schon lag es geschlachtet bereit, der Ofen — das heißt eine mit heißen Steinen ausgelegte Grube — glühte schon. Zum Abend stand Schweinebraten in sicherer Aussicht. Am Nachmittag badete ich mit Sina im grünen kalten Lanu-Too-See. Natürlich ‚im Kostüm', das bitte ich zu beachten. Die

Wächterin saß am Ufer und nickte. Das kühle Wasser gab ihr Sicherheiten. Immerhin war ich mit Sina ziemlich vertraut geworden. Die Liebe wuchs. Ich sann, was nun zu machen sei. So ein bißchen Ungestörtsein wird in solcher Lage zum Bedürfnis. Ich war in der Schule schon immer ein großer Liebhaber des ‚Faust‘ gewesen und konnte ihn ziemlich auswendig. Da fiel mir die Gartenszene ein:

> ‚Ach, wenn ich nur alleine schlief'!
> Ich ließ' dir gern heut nacht den Riegel offen;
> Doch meine Mutter schläft nicht tief,
> Und würden wir von ihr betroffen,
> Ich wär' gleich auf der Stelle tot.‘

Und Faust:

> ‚Du Engel, das hat keine Not.
> Hier ist ein Fläschchen! Drei Tropfen nur
> In ihren Trank umhüllen
> Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.‘

Das war's. Die drei ‚Tropfen‘ nur brauchte ich, und alle Not war zu Ende, alles Liebessehnen gestillt. Es ist doch gut, wenn man in der Schule aufgepaßt hat! In meinen mitgebrachten Vorräten befand sich auch eine prächtige Flasche Jamaikarum, ‚very fine and old‘. Man hatte mich unten auf die kühlen Nächte aufmerksam gemacht, und so war sie mitgekommen. Ich wickelte sie mit Andacht aus ihrer Umhüllung. Der Steward hatte den Zucker nicht vergessen. Das Wasser lieferte der Lanu-Too-See.

Als das Festmahl abends fertig war, setzte ich in einem der mitgenommenen Kochkessel kunstgerecht eine tüchtige und kräftige Rumbowle an. Lieblich zog der Duft des Feuerwassers in die Nase der Alten. Sie bekundete lebhaftes Interesse für den Topf und seinen Inhalt. Wir schmausten halb nach europäischer, halb nach samoanischer Art. Als Teller dienten große Blätter. Das Ferkel, im eigenen Saft gebraten, schmeckte köstlich. Ich ließ den Becher kreisen. Die Samoaner tranken mit Wonne, die Alte war mein bester Gast. Sie wurde auch gesprächig und zutunlich. Leider reichten meine Sprachkenntnisse noch nicht ganz hin, um alles zu verstehen, was sie schwatzte. Alte Samoanerinnen neigen dazu, in solchen Momenten nicht immer ganz diskrete Geschichten aus der Jugendzeit zu erzählen. Was nun kommt, ist bald erzählt. Sie kennen alle die Geschichte von Tristan und Isolde. Als der Liebeglühende einst zu seiner Isolde schlich, hatte man Mehl zwischen beide Lagerstätten gestreut, um so Schuldbeweise zu erbringen. Hier schlich nach dem Fest auf leisen Sohlen Isolde zu einem Plauderstündchen zu ihrem wartenden Ritter Tristan ins Freie. Nur Mehl gab es da oben nicht vor der Hütte, und die Alte war zu selig, um Verdacht zu hegen, als sie sich mit ihrem Schützling zurückzog. Wenn für Gretchens Mutter seinerzeit ‚drei Tropfen' genügt hatten, muß sie bombenfest die Nacht geschlafen haben.

Nachtigallen und Lerchen gibt es ja leider da oben im Tropenwalde nicht. Sie konnten uns also weder ergötzen noch beunruhigen bei unserem Stelldichein am mondbeleuchteten Seeufer, wo wir unsere Sprachstudien fortsetzten. Auch die Zweifel, die seinerzeit Romeo und Julia quälten, blieben uns so erspart, ob die „Tagverkünderin“ oder der „süße Nachtvogel“ ihren Gesang ertönen ließen. Kurzum wir erfreuten uns eines sehr netten Tete-a-tete da oben in schweigsamer Tropennacht am Rande des malerischen Lanu-Too-Sees. Am nächsten Vormittag kehrte ich schon früh von einem improvisierten Jagdausflug zum Lager zurück. Das Glück war mir hold gewesen. Eine erbeutete Taube hing am Rucksack. Die Alte sah, als ich sie begrüßte, etwas verkatert aus, aber Unruhezeichen habe ich nicht an ihr bemerkt. Sina erschien erst später, wie immer freundlich lächelnd, zur Morgentoilette am Seeufer aus ihrer Hütte. So endete also diese kleine Episode zur Befriedigung aller Beteiligten, und ,Honny soit qui mal y pense'! Mein Urlaub ging zu Ende. Wir packten alsbald unsere Siebensachen zusammen, und als die größte Mittagshitze vorbei war, zogen wir alle bergabwärts, verschiedene Wege einschlagend. Herzlich war der Abschied zwischen mir und Sina. Ich muß gestehen, die Erinnerung an diese kleine Geschichte haftete noch lange in

meinem sonst kurzlebigen Gedächtnis. Ich bewahre der niedlichen ‚Taupo‘ mit den vielen vornehmen Ahnen aus dem Aana-Stamme ein herzliches Gedenken, auch ohne das obligate Photo, das sie mir leider nicht geben konnte. Sie soll später einen ganz großen Häuptling geheiratet und ihm sehr nette kleine braune Jungens geschenkt haben.

Ich denke, diese Geschichte wird auch Ihnen gefallen haben. Es ist aber Zeit, Schluß zu machen. Seien Sie nicht böse, daß ich Sie hinauswerfe. Gute Nacht, meine Herren."

Wir standen lachend auf und zogen unsere Mäntel an. Es war schon später geworden als sonst üblich. Auf dem Wege zum Fallreep neckten wir noch unseren Wirt. Er aber tat, als ob er kein Wässerchen trüben könnte. Ein Schwerenöter war er und blieb er. Aber — wenn er sündigte, sündigte er mit Grazie, das war unser Schlußurteil.

„Verteufelter Kerl," sagte der eine der Kommandanten zu mir im Boot, das mich und ihn an Bord bringen sollte. „Aber er hat etwas von seinem Leben gehabt, das muß man ihm lassen. Schade, daß er Junggeselle geblieben ist und bleiben wird. Diese Rasse sollte nicht aussterben!"

Heimatlos

Wir feierten zum ersten Male das Weihnachtsfest in diesem Kriege. Unsere Schiffe lagen an diesen Festtagen ausnahmsweise, dem Kampfe mit den Elementen und dem Feinde entrückt, am sicheren Kai.

Am Nachmittag des ersten Feiertages fanden wir Kommandanten uns in der Kajüte des einen zu einer Tasse Tee zusammen. Die Kameradschaft mußte die Trennung von den Lieben daheim ersetzen helfen.

Auf dem Tische unseres Wirtes stand ein besonders hübscher kleiner, brennender Tannenbaum: eine sehr zierlich gewachsene Zwergtanne, nur mit Watteschnee und feinen Eiszäpfchen fast künstlerisch geschmückt.

Als die erste Begrüßungsunterhaltung beendet, die Kriegslage genügend besprochen war und die blauen Rauchringe aus unseren Zigarren in die Luft stiegen, nahm einer der Gäste das Wort und bat für eine kleine Erzählung um Gehör:

„Vor einigen Tagen hatte ich ein Erlebnis, das

mir etwas an die Gräten gegangen ist, und das wohl wert ist, erzählt zu werden, weil ein merkwürdiger Zufall des Wiedertreffens in ihm eine Rolle spielt. Auch der hier vor uns stehende, besonders hübsche Christbaum bringt mich auf den Gedanken, die Geschichte von mir zu geben. Sie werden gleich hören, warum. Also ich bekam vor wenigen Tagen, als wir noch draußen auf dem Strome lagen, durch die Signalstation folgenden Winkspruch: ‚Hier im Lazarett befindlicher, schwer verwundeter Hilfssteuermann Fritz Lau, dessen Ableben bald zu erwarten ist, wünscht Sie dringend zu sprechen. Chefarzt Lazarett Kuxhaven.‘ Wir kohlten gerade, ich war abkömmlich, ließ mir sogleich das Dampfboot klarmachen und fuhr sofort an Land. Ich will aber mit meiner Geschichte ganz von vorn anfangen. Fritz Lau war vor rund achtzehn Jahren, als ich Torpedoboots-Kommandant war, Bursche und zugleich Gefechtsrudergänger bei mir auf meinem Boot. Ein absoluter Prachtkerl. Fischer und Landmann von Beruf. Einer von den Bückeburgern, die im Sommer das Land bestellen und im Winter auf den Heringsfang gehen. Er war mein bester Mann an Bord, in allen Sätteln gerecht, von stoischer Ruhe und Zuverlässigkeit als Rudergast und mir nebenbei als Bursche fast unentbehrlich. Sehr ordentlich bin ich nie gewesen, und das Torpedobootsleben mit dem strammen Dienst in See

und dem jugendlichen Leichtsinn an Hafentagen erzieht nicht gerade zur Ordnung. Fritz Lau hielt aber alle meine Sachen in bester Hut, sorgte auch für Mundvorrat und Getränke an Bord, jedesmal wenn wir in See gingen. Der beste Steward, den ich je gehabt habe. Auch die Landbude und das Bummelzivil hielt er mir gut imstande, wenn wir in Kiel lagen. Verstand es auch, sich diskret zurückzuziehen, wenn es angezeigt war. Kurzum, er war in jeder Beziehung eine Perle. Da bemerkte ich plötzlich an ihm eine Art Veränderung. Er war verschlossen und gedrückt. Irgend etwas lastete auf dem Mann. So nahm ich ihn mir vor und sprach nett und freundlich mit ihm. Und da kam es heraus: Er könne nicht mehr an Bord und ebensowenig mein Bursche bleiben, er sei kein ehrlicher Mensch mehr. Die Wirtin der Landwohnung werde ihn auch bei mir verklagen. Ich forschte näher nach und erfuhr, als fünfzehnjähriger Junge, bei Beginn seiner Seemannslaufbahn, sei er bei einem Einbruch auf einem Hamburger Lastkahn insofern beteiligt gewesen, als er — verführt von älteren Genossen — eine Art Schmiere gestanden und schließlich von dem gestohlenen Rum einige Schluck mitgetrunken habe. Er sei damals zu fünf Tagen Gefängnis verurteilt worden, aber die Verbüßung der Strafe sei ihm als Jugendlichem erlassen worden. Er habe immer gehofft, die

Geschichte sei ganz in Vergessenheit geraten. Aber die Wirtin habe doch zufällig durch andere davon erfahren und drohe ihm nun mit Bekanntgabe. Der Mann war Obermatrose, absolut ehrlich und nach seinem Führungsbuch ganz unbestraft. Ich ließ mir vom Gericht die Akten kommen und stellte fest, daß es sich in der Tat um eine jugendliche Dummheit handelte, bei der Fritz Lau, das Dorfkind, ins Unglück getapert war. Ich redete ihm gut zu, versprach ihm auch, auf die Wirtin einzuwirken. Er schien sich zu beruhigen. Aber nach etwa zehn Tagen war er plötzlich verschwunden, desertiert. Ich war ganz mitgenommen davon und schalt innerlich auf meine Gutmütigkeit und mangelhafte Menschenkenntnis. Immerhin blieb mir auffällig, daß der Lau alle meine und seine Sachen in besonderer Ordnung zurückgelassen hatte; an seinen Uniformstücken, die alle wohlverpackt da waren, fehlte kein Stück. Alle meine Rechnungen waren bezahlt, den Rest des Ausgabegeldes mit Abrechnung fand ich in seinem Schrank bereitgelegt. Sonst aber keine erklärende Zeile. Mir blieb nur die Vermutung, daß er um seiner Vorstrafe willen aus gekränktem Ehrgefühl sich vaterlandslos gemacht habe.

Etwa acht Jahre später war ich Navigationsoffizier auf einem unserer alten Schulschiffe. Wir machten die bekannte Reise nach Westindien. Eines

schönen Dezembermorgens segelten wir in die Samanabai auf Haiti ein. Dort sollten wir Weihnachten feiern. Es war doch schön und reinlich, diese Segelei auf den alten Schiffen, wenn es auch langsamer ging mit der Seefahrt. Wie prächtig hatte man mit den schönen klaren Kommandos die ganze tatendurstige Besatzung in der Hand! Wie ein Peitschenschlag traf das: ‚Sei auf überall!' die Schiffsjungen und Matrosen. Hei, wie sie aufenterten, die Midis voran, als wir zum Ankern an den Wind gingen und die Segel bargen! Als wir den Kahn glücklich zu Anker hatten, sahen wir ein paar Seemeilen vor uns auf einem Sandriff einen von den dreimastigen, schnell segelnden, amerikanischen Schonern sitzen, deren Vorgänger sich während des Amerikanischen Bürgerkrieges als Blockadebrecher durch ihre Geschicklichkeit und durch ihre Segeleigenschaften so großen Ruhm erworben haben. Wir schickten ein Boot hin und fragten, ob er Hilfe brauche. In dieser einsamen Gegend gab es keine Schlepper oder sonstige Hilfskräfte, die ihm hätten helfen können. Das Angebot wurde von dem amerikanischen Skipper mit großem Dank angenommen. Er kam selbst an Bord, und uns wurde klar, daß die Whiskyflasche an dem Unglücksfall sicherlich nicht unbeteiligt gewesen war. Der Mann hatte auch jetzt noch eine ziemliche Alkoholwolke um sich. Wir leichterten den Kasten mit Hilfe

unserer Schiffsboote und einiger Prähme von Land. Unsere Schiffsjungen bekamen ordentlich zu tun. Das bevorstehende Weihnachtsfest trieb zur Eile bei der Arbeit an. Dann machten wir Dampf auf, legten uns so nahe vor den Schoner, wie die Wassertiefe erlaubte, fuhren unsere Stahlleine hinüber, gingen an und zogen ihn mit relativ leichter Mühe von seinem Riff herunter. Etwas vom Loskiel wird er wohl dagelassen haben. Unser Kommandant machte bei dieser Gelegenheit ein ganz famoses Manöver. Dann ankerte der Amerikaner nicht weit von uns, und wir wollten ihm am nächsten Tage, dem Tag vor dem Christfest, die von Bord genommenen Lasten, Anker und Ketten wieder an Bord geben. Unser Erster Offizier, der während des Abschleppens auf dem Schoner selbst die Arbeiten geleitet hatte, erzählte in der Messe, daß der Bootsmann, ein Deutscher, mit ganz besonderem Geschick und Verständnis gearbeitet und ihn unterstützt habe. So geschah es. Der Schoner, der es mit der Abfahrt nicht sehr eilig hatte, blieb am Weihnachtsabend neben uns liegen.

Nach der Bescherung an Bord, bei der wir es insbesondere angestrebt hatten, unseren Schiffsjungen ein frohes, deutsches Fest — das erste außerhalb des Elternhauses — zu bereiten, saß ich in meiner Kammer am Schreibtisch. So ein hübscher Baum, wie der hier stehende den mir damals eine sehr

liebe Hand, wohlverpackt, geschickt hatte, stand mit brennenden Lichtern auf dem Klapptisch. Kleine Gaben aus der Heimat hatte ich daneben ausgebreitet. Ich feierte still mit mir selbst das deutscheste aller Feste. Ich war gerade im Begriff, einen Weihnachtsbrief nach Hause zu schreiben. Da kam der Läufer und meldete mir den Bootsmann von dem amerikanischen Schoner, der mich gern sprechen wolle. Ich nahm zuerst an, daß er zum Ersten Offizier wolle, aber auch auf wiederholtes Fragen bestand er auf seiner Bitte, mich sprechen zu dürfen. Ich ließ ihn kommen. Wer tritt ein? Mein früherer Bursche Fritz Lau. Ich war platt, erkannte ihn sofort trotz des etwas veramerikanisierten und älteren Aussehens. Er war sehr sauber und fast festtäglich gekleidet, etwas verlegen und benommen, die Mütze in der Hand drehend, musterte er mich und den brennenden Baum, an dem sein Blick lange sehnsüchtig hing. Ich bot ihm einen Stuhl an und war innerlich selbst etwas befangen, weil ich nicht recht wußte, ob ich ihn — jetzt nach Völkerrecht auf deutschem Grund und Boden befindlich — nicht sofort verhaften lassen müsse. Dann fing er an zu berichten. Er wisse wohl, daß er hier festgenommen werden könne, aber er vertraue mir, daß ich ihn nicht, und besonders heute am Christfest nicht, verraten werde. Er sei gekommen, um mir zu erzählen, warum er

damals desertiert sei. Er hätte es mir immer schreiben wollen, aber das Schreiben falle ihm so schwer. Aber einmal müsse er sich rechtfertigen. Heute sei der Tag dazu. Die Sehnsucht nach einem deutschen Weihnachten, nach dem Lichterbaum, den er nun so lange Jahre nicht gehabt habe, habe ihn an Bord geführt. Er hätte sich erkundigt und mit Freude gehört, daß ich hier kommandiert sei. Zögernd und bescheiden nahm er die Pfefferkuchen, das Glas Bier und die Zigarre, die ich ihm anbot, stockend und mit bewegter Stimme erzählte er:

Nachdem ich damals über seine Vorstrafe mit ihm gesprochen hatte, sei er etwas beruhigter gewesen. Aber die Wirtin, bei der ich damals wohnte, habe nicht locker gelassen, ihm zuzusetzen. Die Hauptsache aber sei gewesen, daß die Tochter der Wirtin, mit der er sich eingelassen hatte, auch auf ihn eingeredet hätte. Mutter und Tochter machten gemeinsame Sache. Ich besann mich jetzt auf das Mädchen, das ich gelegentlich und nur flüchtig gesehen hatte. Ein polnisches Ding, schwarzäugig und schwarzhaarig, klein und üppig, sicher nicht ohne Anziehungskraft auf Matrosenherzen. Sie diente irgendwo in der Nähe und war gelegentlich Sonntags zu Hause. Ja, die hätte ihm die Hölle heiß gemacht, sie erwarte ein Kind von ihm, die Schande könne sie nicht ertragen. Er solle mit ihr nach Amerika gehen, aus ihm könne hier in Deutschland seiner

Bestrafung wegen doch nichts Ordentliches werden. So hätten die beiden Weiber ohne Unterlaß auf ihn eingewirkt. Er sei ganz dumm im Kopfe davon geworden, und schließlich war er mit ihr fortgegangen, nach Hamburg und von dort zu Schiff nach Amerika. Freilich, das mit dem Kinde sei Schwindel gewesen. Erst drüben nach mehr denn Jahresfrist hätte sie einen Jungen bekommen. Sie selbst, die Polin, sei ihm nach zwei Ehejahren von dem Kinde weg mit einem italienischen Musikanten davongelaufen.

‚Polnisches Pack' nannte Lau sie. Er sei froh, die faule, zänkische Person los zu sein. Aber für das Kind müsse er sorgen. Er habe den Jungen bei anständigen Leuten untergebracht. Er selbst verdiene gutes Geld als Bootsmann und wolle den Jungen etwas Ordentliches lernen lassen. Ich freute mich innerlich über die anständige Gesinnung dieses einfachen Mannes, und dennoch tat er mir so bitter leid, daß er der Heimat, von der er mit solcher Liebe sprach, für immer fernbleiben müsse. ‚Ja,' sagte er, als wenn er meine Gedanken abläse, ‚nur wenn Krieg kommt, dann gehe ich nach Deutschland. Dann melde ich mich freiwillig, und dann werde ich ja wohl nicht noch bestraft werden.' Ich redete ihm zu, doch sofort nach Hause zu gehen oder sich hier zu melden. Die Strafe werde milde ausfallen. Ich wolle mich gern für ihn verwenden.

Aber er lehnte ab. Er verdiene jetzt gut für seine Jungen. Er müsse nun durchhalten. Später vielleicht, meinte er sehnsüchtig mit einem Blick auf den Tannenbaum. Er sprach so begeistert von seiner Heimat, so liebevoll vom alten Deutschland, von seinem Walddorf zu Haus, so verächtlich von den dollarjagenden Yankees, daß es mir ans Herz ging. Ja, wenn einmal Krieg wäre, dann käme er, um mitzufechten, möglichst mit seiner alten Waffe, das wiederholte er immer wieder, und dann leuchteten seine Augen, wenn ich von den Torpedoboots-Angriffen und sonstigen alten Erinnerungen sprach.

Er saß lange bei mir, es war ihm eine Wohltat, das merkte ich. In der Offiziersmesse wartete man schon auf mich. Aber ich konnte ihn nicht fortschicken. Ich ließ noch etwas um Entschuldigung bitten. Ich hatte das Bedürfnis, ihm eine kleine Weihnachtsfreude zu machen. So reichte ich ihm, um Annahme bittend, ein kleines gerahmtes Bild, ein Worpsweder Bauernhaus, das mit den anderen Gaben auf meinem Tische lag. Er nahm es sichtlich bewegt. Dann ging er still und bescheiden, sich oftmals bedankend und um Diskretion bittend, wieder von Bord zurück auf seinen Schoner, von dem her Harmonikaklänge und ‚Niggersongs‘ durch den stillen Tropenabend zu uns herüber klangen. Ihn zu halten oder zu hindern, war mir unmöglich. Was der sich vorgenommen hatte, das setzte er

durch. Ein echter niedersächsischer Dickschädel! — Und ehegestern, als ich ins Lazarett komme, wen finde ich? Wieder Fritz Lau. Aber diesmal einen blassen, sterbenden Mann, dennoch ein Schimmer des Glücks in den weitgeöffneten, unheimlich großen Augen. Der Stabsarzt, der wohl vorher von der Wohltat des Morphiums reichlich Gebrauch gemacht hatte, hatte mir vor dem Eintritt gesagt, daß es sich nur noch um höchstens Stunden handeln könne. Bauchverletzung durch Granatsplitter.

Fritz Lau kannte sein Schicksal, und doch schien er mir zufrieden. Ich nahm seine Hand, die matt und schlaff auf der Bettdecke lag, und drückte sie leise. ‚Das ist mir eine so große Freude, Sie zu sehen, Lau, daß ich gar nicht sagen kann, wie groß sie ist.‘ Er sprach mit schwacher Stimme und doch mit der an ihm gewohnten Bestimmtheit. Er war so stolz, Wort gehalten zu haben und mitgekämpft zu haben, als es um Deutschland ging. Gleich zu Beginn des Krieges sei er als Amerikaner mit amerikanischem Paß auf einem norwegischen Segler nach Norwegen und von dort nach Deutschland gegangen. Unterwegs hätten die Engländer ihn in Kirkwall vierzehn Tage festzuhalten versucht, und die schuftigen Norweger, die es alle mit den Engländern hielten, hätten ihn natürlich auch unterwegs drangsaliert, aber das sei ja gleich. Nach Hause hätte er doch gekonnt. Der amerikanische Konsul mußte sich in

England wohl oder übel für ihn einsetzen. Aber erst nach telegraphischer Nachfrage in New York habe man ihn losgelassen. Nach der Heimat, nach Deutschland, ging es dann zurück! Er habe sich sofort als Freiwilliger bei seinem alten Truppenteil gemeldet und seine Desertion nicht verschwiegen. Alles sei so gekommen, wie er gehofft habe. Begnadigt sei er, und da er, wie seine Papiere auswiesen, so lange als Bootsmann und selbständiger Schiffer gefahren sei, sei er sofort Hilfssteuermann auf einem Vorpostendampfer geworden. Von dem harten, entsagungsvollen Dienst gerade dieser kleinen Streitkräfte wissen die wenigsten Leute in Deutschland etwas. Auch darüber wird erst eine spätere Geschichtschreibung Klarheit schaffen. Letzte Nacht hätten sie einen Vorstoß nach der Doggerbank gemacht und dort englische Minenleger getroffen. Einen hätten sie glücklich versenkt, er habe selbst den Torpedo lanciert — und da leuchteten seine Augen —, nun habe er gutgemacht, was er früher verbrochen, nun sei er wieder ehrlich, nun habe sein Sohn einen ehrlichen deutschen Vater! Vor ihm auf der Bettdecke lag das Eiserne Kreuz, das der Chef der Vorpostenflottille dem Sterbenden vorhin überreicht hatte. Seine linke Hand tastete danach, ich gab es ihm in die abgearbeitete, jetzt so matte Hand. Er streichelte es wie ein kostbares Besitztum. ‚Nun tat ich meine Pflicht, nun bin ich

wieder ein ehrlicher Soldat und Deutscher. Nur das Weihnachtsfest hätte ich gern noch einmal in Deutschland erlebt.' So flüsterte er leise.

Wir Seeoffiziere sehen in diesem Kriege seltener das Sterben braver Untergebener als die Kameraden von der Armee. Sie alle können es mir glauben, mir war's schwer, so unmännlich es auch klingen mag, die Tränen zurückzuhalten. Banale Trostesworte waren hier zwecklos. Und doch, die zufriedene Ruhe des Tapferen, dem Tode Geweihten hatte wieder etwas unendlich Beruhigendes, Wohltuendes für mich. Er wurde sichtlich schwächer, die Stimme fast tonlos. Und doch merkte ich, daß ihm noch etwas auf dem Herzen lag. Da forderte ich ihn auf, mir zu sagen, ob er noch einen Wunsch habe. Wieder ein dankbares, frohes Aufleuchten der Augen, er nahm die letzte Kraft zusammen. Ich beugte mich ganz zu ihm hernieder. Ja, ich solle ihm helfen, daß sein Sohn nach Deutschland käme. Ein Bruder von ihm lebe noch im Heimatsdorf als freier Bauer. Dort solle er hin, gleich nach dem Kriege, und von da aus etwas lernen. Ein echter Deutscher, wenn möglich ein Seemann, solle er werden. Zehn Jahre sei er jetzt alt, sei bei deutschen Pflegeeltern drüben gut erzogen. Er deutete auf ein Paket Papiere mit Adresse und Geldnachweisen, das neben dem Bette lag, und das er nicht aus den Augen ließ. Er sei nicht arm mehr, der

Junge könne das Geld benutzen, um etwas Tüchtiges zu werden. Mir vertraue er, ich solle ihm helfen, dann werde alles gut werden. Ich hab's dem Braven in die Hand versprochen und werde es halten. Der Tod stand am Bett. Ich löste meine Hand aus der des sterbenden Mannes. Der Stabsarzt stand wartend hinter meinem Stuhl. Dann verschied Fritz Lau.

Wieder ein Leben beschlossen, wieder ein braver deutscher Mann weniger!

Vorgestern morgen, einen Tag vor Weihnachten, haben wir Fritz Lau begraben. Der Bruder, der schon vorher benachrichtigt war, war dazu gekommen. Ein Kleinbauer aus dem Bückeburgischen, aufrecht und voll Mannesstolz, der nur bedauerte, nicht selbst mehr im Felde mitmachen zu können, um die verdammten Engländer kleinzukriegen. Er brachte einen Kranz von den Zweigen der Tannen mit, die den väterlichen Hof daheim beschatten. Ein letzter Weihnachtsgruß der alten, wiedergewonnenen sächsischen Heimat an den Toten. Ich habe mit ihm das zunächst Erforderliche besprochen. Wir sind uns nähergekommen dabei, so schwer es auch bei dieser Art Leute hält, Vertrauen zu erwecken.

Fritz Lau darf ruhig schlafen. Für seinen Sohn wird gesorgt werden."

„Und führe uns nicht in Versuchung"

Draußen heulte der Februarsturm des ersten Kriegswinters um die Kajütenfenster. Wir waren von einer Verbandsreise aus der Ostsee gekommen und hatten eine Reihe harter Arbeitstage, angefüllt mit Tag- und Nachtschießübungen, hinter uns. Unser Vertrauen zu unseren Waffen war erneut gekräftigt. Wenn die Salven so bei den feindlichen Schiffen lagen, wie sie die Scheiben niedergemäht hatten, dann konnten wir des Erfolges in der Schlacht sicher sein! Das fühlten wir Offiziere und unsere Leute mit uns. Nun waren wir wieder auf dem Wege nach der Nordsee, hatten die Kanalfahrt hinter uns und lagen für diesen Abend fest an den Dalben in Brunsbüttel, wo wir am nächsten Tage Kohlen auffüllen wollten. Der eine oder der andere von uns hatte auch in Kiel flüchtig Gelegenheit gehabt, die Seinen zu sehen. Als das letzte der Schiffe des Verbandes um fünf Uhr nachmittags festmachte, lud uns ein Winkspruch eines der Mitkommandanten auf sein Schiff ein. Allerlei Gedanken bewegten uns, und wir

nahmen gern wieder einmal die Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch wahr.

Wir waren nun im siebenten Kriegsmonat. Wir fingen an, uns darüber klar zu werden, daß der Krieg lange, vielleicht sehr lange dauern werde. Das Riesenhafte der englischen Hilfsquellen, die mit ihrem Golde, ihren Kabeln und mit Hilfe einer bezahlten Presse auch die Neutralen in ihren Bannkreis zu ziehen vermochten, rückte deutlicher in unseren Gesichtskreis. Die große Bedeutung der Seemacht in all ihren Bestandteilen, die wir älteren Offiziere theoretisch alle aus kriegsgeschichtlichen Studien kannten, trat auch für diesen Krieg bei uns immer greifbarer und ganz praktisch in die Erscheinung. Wir begriffen, daß wir um ein sehr hohes Ziel, die Befreiung der ganzen Welt von dem unerträglichen Joche, das Englands Seetyrannei uns und allen anderen Völkern auferlegt und weiter auferlegen will, lange und schwer zu kämpfen haben würden. Wir sahen, wie sich die Neutralen unter der brutalen Faust Englands wie hypnotisiert wanden und duckten. Mehr und mehr erkannten wir, daß wir in diesem beispiellosen Kampf um Existenz und Zukunft ganz allein auf eigene Kraft, eigenes Wollen und Können angewiesen seien. Wie hatten wir uns doch alle den Krieg so anders gedacht! Wir hatten es alle nicht für möglich gehalten, daß die stolze, prahlerische

englische Flotte sich in die sicheren Westhäfen der Britischen Inseln verkriechen würde. Auf Kampf und Sieg in rangierter Schlacht gleich in den ersten Tagen hatten wir gerechnet, war unser Denken eingestellt gewesen. Den Siegen unserer tapferen Landtruppen folgten wir mit Gefühlen, gemischt aus Bewunderung, brennendem Interesse und einem kleinen Einschlag anständigen Neides. Wie hätten auch wir so gern gleich von Anfang an dem opferwilligen deutschen Volke unser Wollen und Können draußen auf hoher See bewiesen! Nun waren die großen Schiffe schon seit Kriegsbeginn zum aufreibenden, taten- und ruhmlosen Wachtdienst an der Küste und in den Flußmündungen gezwungen worden. Gelegentlich und öfter, als die Welt erfuhr, waren wir ja draußen, zu Vorstößen in See oder in die englischen Gewässer. Aber auch der Donner unserer Kanonen vor Yarmouth, Lovestoft und Hartlepool brachte uns die englischen Geschwader nicht vor die Klinge. Waren solche Fahrten in die Nordsee auch immer eine lebhaft begrüßte Auffrischung für die ganzen Besatzungen, so blieben der öden Wach- und Hafentage doch noch reichlich genug. Der Feind zeigte sich nicht. Nur Minen und U-Boote wurden hier und da gesichtet. Wir beneideten die Kreuzer und Torpedoboote, die am 24. Januar 1915 hatten fechten und schlagen können. Auch wir wären so gern dabeigewesen; als wir uns

damals dem Kampfplatz näherten, war der Feind gen Westen abgezogen. So blieb uns nur übrig, den tapferen Kreuzern draußen in der Nordsee unsere Hurras entgegenzutragen. Den Verlust des „Blücher" schworen wir uns zu nach bestem Können zu rächen.

Der tägliche Dienst hielt uns zwar weiter gängig; wir hatten dafür zu sorgen, daß unsere Waffen schneidig und scharf blieben. Zu tun gibt es an Bord immer genug. Den Einwirkungen der vielen Liegetage auf die Besatzung arbeiteten wir mit Erfolg durch zweckmäßige Beschäftigung entgegen. Die Offiziere fanden hier ein dankbares Feld der Betätigung. Der Wissensdurst der Mannschaften war groß. Für viele der Leute waren diese Kriegsmonate eine neue Schule und eine Quelle der Bildung. Die Besatzungen standen bei Ausbruch des Krieges hinsichtlich ihrer Ausbildung schon auf einer Art Höhepunkt. Im Kriege hatten wir fleißig weitergearbeitet. Einzelnen erfinderischen Talenten war freie Bahn für nützliche Verbesserungen aller Art gegeben. Aber etwas fehlte uns doch: die wirkliche Bewegungsfreiheit auf unserem Element. Die trüben, nebligen Wintertage und die langen Winternächte, die kahlen, kriegsmäßigen, komfortlosen, engen Wohnräume, der Mangel an körperlicher Bewegung des einzelnen, die unterbrechungslose Unrast und Unruhe des Bordlebens blieben doch

nicht ganz ohne Einwirkung. Auch selbst wir auf den großen Schiffen lebten in gewissem Sinne ein Schützengrabenleben, freilich ein in mancher Hinsicht — Bett und Essen — doch noch besseres als das der Brüder der Armee. Wenn man nach vierstündiger Kriegswache in eisiger Winternacht unter Deck kam, fand man doch einen durchwärmten Raum und eine gemachte Koje. Die Kameraden auf den Vorposten- und Torpedobooten hatten es freilich erheblich schwerer. Daß aber der Geist und die Begeisterung der Besatzungen in Summa nicht gelitten haben, das hat der ganze Verlauf des Krieges und insbesondere die Skagerrak-Schlacht später doch erwiesen.

Wir Kommandanten hatten uns heute, jener freundlichen Aufforderung folgend, auf dem Schiffe unseres Gastgebers zusammengefunden. Er hatte uns an diesem Hafenruhetage zur Teilnahme an seinem bescheidenen Abendbrot eingeladen. Noch war die Beschränkung in den Lebensmitteln, die das Jahr 1916 brachte, nicht eingetreten. Im Bewußtsein des gesicherten Liegeplatzes und in behaglicher Stimmung nach treu erfüllter, harter Pflicht saßen wir bei der Zigarre und einer milden Punschbowle zusammen, nachdem wir bei Tisch Kriegslage und Zukunftsaussichten, die Ereignisse unserer Übungsfahrt und die Schießresultate wieder einmal ausgiebig besprochen hatten. Daß bei diesen

Gesprächen die Gemüter auch heute oft aufeinander-
platzten und die Ansichten nicht überall die gleichen
waren, ist nur zu natürlich. Aber die Optimisten über-
wogen auch heute bei weitem. So wurde der Vor-
schlag, nunmehr zur Abkühlung und Abwechslung
einmal aus eigenen Erlebnissen zu erzählen, wie wir
es bei solchen Zusammenkünften schon öfters getan
hatten, allgemein zustimmend aufgenommen. Unser
heutiger Wirt, der sich bei überschwenglichen Zu-
kunftsprophezeiungen gern etwas zurückhielt und
still und ernster als die übrigen dem Gange der
Unterhaltung gefolgt war, war erbötig, diesmal
das Wort zu nehmen.

„Der Krieg hat uns ja alle, die wir hier sitzen,
näher aneinandergebracht," fing er an. „Da kann
man ja auch einmal aus der Schule plaudern und
etwas mehr aus dem eigenen Leben von sich geben,
als man es wohl sonst tut. So will ich Ihnen ein-
mal eine ernsthafte Geschichte von mir selbst erzählen.
Das Problem, das sie behandelt, ist Ihnen ja aus
mancherlei Romanen usw. sattsam bekannt und
auch unter uns wohl schon gelegentlich akademisch
erörtert. Die Abschiedsstimmung, die ja wohl bei
einigen von uns begreiflicherweise noch besteht,
soll mir in gewissem Sinne als Anknüpfungspunkt
dienen. Also in medias res! Sie wissen, ich ging
einige Jahre vor dem Kriege nach Ostasien, um
dort das Kommando eines unserer dortigen Kreuzer

zu übernehmen. An dem ehrenvollen Kampfe bei den Falklandsinseln teilzunehmen, in dem das Kreuzergeschwader die Treue zu Kaiser und Reich mit tapferer Tat bewiesen hat, war ihm nicht beschieden. Ich habe ihn später nach Hause gefahren. Das brave alte Schiff tut jetzt hier in der Heimat noch nützliche Kriegsdienste.

Herrgott, war das eine Freude, als ich damals dies Auslandskommando bekam! Ich erhielt den Ausreisebefehl funkentelegraphisch auf der Rückfahrt vom Herbstmanöver nach meinem Heimathafen, wohin ich das damals geführte Schiff brachte. Die Ausrüstung war bald beschafft, alles tiptop, für alle Klimate und Gelegenheiten. Der Abschied von Frau und Kindern ist in solchen Fällen gerade kein Genuß, das wissen Sie alle. Aber meine Frau ist bekanntlich ein Musterexemplar von einer Seemannsfrau, und meine Freude auf das neue Kommando machte auch ihr den Abschied leichter. Ich stieg nach schöner Eisenbahnfahrt über den Sankt Gotthard in Genua auf den Postdampfer. Das Köstliche einer solchen Ausreise brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Freier Passagier unter den angenehmsten Lebensverhältnissen, Seefahrt ohne Verpflichtungen, angenehme Reisegesellschaft, das sagt alles.

Auf dem Dampfer lernte ich die junge Frau eines deutschen Kaufmanns aus Hinterindien kennen,

Rheinländerin, noch kinderlos, scheinbar sehr gute Vermögenslage. Sie war schon zwei Jahre als junge Frau draußen gewesen und kehrte von ihrem ersten ‚Heimatsurlaub‘ zu dem immer schwer arbeitenden und wohl eine erhebliche Zahl von Jahren älteren Gatten zurück. Ich hatte mich anfangs, meiner Gewohnheit gemäß, in der Anknüpfung von Bekanntschaften zurückgehalten. Es war so schön, zuerst die Menschen in aller Ruhe beobachten zu können, ohne direkt mit ihnen verkehren zu müssen. In Neapel und Port Said strömte überdies auch alles an Land und genoß den kurzen Hafenaufenthalt. Dann erst kam die Zeit der längeren Seetörns, damit auch die Langeweile und das wechselseitige Bedürfnis für Unterhaltung. Ich lernte die junge Frau — nennen wir sie Herta —, die sich schon bei Antritt der Reise an ein deutsches Ehepaar, das als ‚Globetrotter‘ Japan besuchen wollte, angeschlossen hatte, an einem wundervollen Abend im Roten Meer kennen. Wir standen zusammen auf dem Promenadendeck, und der herrliche, farbenprächtige Sonnenuntergang war der Anknüpfungspunkt für die erste Unterhaltung.

Herta war ein Stück von einer Künstlerin, sie malte beachtenswerte Aquarelle. Die Farbentöne im Roten Meer sind ja für solche Studien, deren einige sie mir später zeigte, ein ganz besonders geeignetes Objekt. Da ich, wenn auch schlimm dilettantenhaft,

gelegentlich selbst den Wasserfarbenpinsel schwinge, war ein erstes gemeinsames Interessengebiet angeschnitten. Die junge Frau war vielleicht keine ausgesprochene Schönheit, was man so landläufig darunter versteht. Schlank und doch etwas voll von Figur. Etwas sehr Sicheres lag in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen. Kastanienfarbenes, üppiges Haar, zum dichten Knoten im Nacken geschürzt. Ein sehr ansprechendes, feines, Intelligenz verratendes Gesicht, über dem gelegentlich ein gewisser unbefriedigter Ernst lag. Sie gewann ganz außerordentlich und bekam lebhafte Farben, wenn sie sich mit Eifer an einer fesselnden Unterhaltung beteiligte. Sie war eine Professorentochter und hatte viel Theoretisches und Praktisches gelernt. Sie kannte viel von der Welt, war literarisch und auf sozialem Gebiet gut beschlagen. Hatte sich in letzterem Fache auch ausübend vor ihrer Heirat kurze Zeit betätigt. Die Unterhaltung mit ihr wurde mir im Laufe der Reise immer interessanter und zum Genuß. Sie hatte einen reichen Schatz wertvoller Bücher mitgenommen, von denen wir nacheinander einige lasen und besprachen. Ich staunte oft über das klare Urteil und die sicheren Kenntnisse dieser sechsundzwanzigjährigen jungen Frau. Ich habe wenig Frauen in meinem Leben getroffen, die, ohne Blaustrumpf zu sein, so anregende Unterhaltung führen konnten. Der Abend vereinigte

uns oft zu einer Whistpartie, bei der sie — auch eine seltene Gabe bei Frauen — Logik und Kartenverstand bewies. Von ihrem Manne und ihrem Heim sprach sie nicht sehr oft. Dann aber immer mit einer großen Achtung vor dem alle Schwierigkeiten überwindenden redlichen Fleiße des Gatten. Gelegentlich hatte ich den Eindruck, daß ihr etwas im Leben zur vollen Befriedigung fehle. Mir fiel auf, daß sie sich nie oder doch sehr selten, wie andere Damen, mit den Kindern beschäftigte, die, etwa dreiviertel Dutzend an Zahl, in sehr niedlichen Exemplaren die Kinderkabinen füllten. Nur einmal beobachtete ich, daß sie ein süßes kleines Mädel von drei Jahren mit blonden Locken und roten Bäckchen, als niemand anderes zugegen war, aufhob und abküßte, dann aber, wie auf einem Verbrechen ertappt, schnell wieder losließ. Sie selbst schien mir zur Mutter wie geschaffen. Sie wissen, Nietzsche will das ganze Wesen des Weibes aus der Mutterschaft her aufgelöst und begriffen haben. Mir kam gelegentlich der Gedanke, daß hier die Ursache und Quelle von Hertas Unbefriedigtheit zu suchen sei. Sie sprach nie über das Thema oder über Kinder überhaupt. Für die Photographien der meinigen, die ich ihr gelegentlich zeigte, hatte sie zunächst ein aufwallendes Interesse, dann schob sie sie abweisend beiseite. Sie stand nach dieser Unterhaltung etwas plötzlich auf und ging in ihre

Kabine. Wir wurden im Verlauf der Reise immer besser miteinander bekannt. Ja, wir kamen uns freundschaftlich sehr nahe. Ich hatte früher oft an der Möglichkeit einer von jeder, aber auch wirklich jeder sinnlichen Regung freien Freundschaft zwischen Mann und Weib gezweifelt. Hier schien sich mir zu meiner aufrichtigen Freude die Tatsache der Möglichkeit zu bestätigen. Und doch! An einem Abend stiegen mir wieder leise Zweifel auf.

Zwischen Aden und Colombo wird ja bekanntlich an Bord der großen Postdampfer immer ein Ball arrangiert. Das Wetter im Indischen Ozean lädt dazu in dieser Herbstjahreszeit geradezu ein. Störungslos zieht der Dampfer Tag und Nacht seinen Weg. Der Monsun schafft angenehme Kühlung, die See ist glatt, und nur leichte Schaumköpfe sind auf dem Wasser. Die Weitgereisten wissen, daß hier der Höhepunkt der Reise liegt, und haben daher für diese Zwecke die Toilette bereit. Herta erschien in einem wundervollen und zweifelsohne frisch aus dem Atelier gekommenen Kostüm. Das ganze Kleid ein Gedicht. Im zartesten Hellblau an der ausgeschnittenen Taille beginnend, vertiefte sich die Farbe des Unterkleides bis zum Saume des Rockes zum satten Kornblumenblau. Dazu ein mit Silberfäden durchzogener Überwurf aus feinstem, durchsichtigem Spitzengewebe. Den schönen Hals schmückte eine kostbare Perlenkette. Sie war entzückend frisiert,

und die ganz besonders kleinen Füße steckten in silbernen Halbschuhen, die gerade die zur Toilette passenden blauen Strümpfe sehen ließen. Sie machte an diesem Tage großen Eindruck und tanzte wie rasend. Sie tanzte gut und flog von Arm zu Arm. An diesem Abend war sie ganz Weib, ein kleiner Hauch von Ausgelassenheit kam über sie. Als ich mit ihr tanzte, mischte sich auch in meine Gefühle etwas von jenen, die über reine, gänzlich uninteressierte Freundschaft hinausgehen. Das war aber eine ganz flüchtige, vorübergehende Regung, die mir damals kaum in das Bewußtsein kam, und die ich völlig unbeachtet gelassen haben würde, wenn nicht die später zu erzählenden Ereignisse dazu gekommen wären.

In Singapore holte sie ihr Mann vom Dampfer ab. Sie setzte die Reise von dort ab mit einem Küstendampfer fort. Das Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte, traf zu: Ein vornehmer deutscher Übersee-Kaufmann in reiferen Jahren, tadellos gekleidet, hastig und etwas nervös abgearbeitet. Er stellte mir für einen etwaigen späteren Aufenthalt im Hafen seines Wohnortes sofort sein Haus gastlich zur Verfügung. Wir nahmen dann Abschied. Wir beide, Herta und ich, bedauerten, daß die schöne Zeit des Zusammenseins zu Ende war. Ich übernahm in Schanghai mein Schiff. In vollen Zügen genoß ich in den kommenden Monaten das große Glück,

Kommandant eines im Ausland fahrenden Schiffes zu sein. China, Japan, die Philippinen — alles mir bis dahin unbekannte Länder — besuchten wir. Immer gastlich aufgenommen, immer der Kommandant eines S. M. S. Kreuzers und damit ein kleiner König. Nebenher gingen der Ausbildungsdienst und die Schießübungen. Doch das alles kennen Sie ebensogut wie ich. Nach etwa acht Monaten führten mich meine Reisebefehle zu mehrwöchigem Aufenthalt ‚zufällig' in den Hafen, wo Herta lebte. Ein wenig habe ich bei der Aufstellung des Reiseplanes mit Erfolg ‚geschoben'. Nach Erledigung der formellen Besuche stattete ich der Reisebekanntschaft vom Postdampfer her meinen ersten Besuch ab. Ich war ordentlich erpicht auf das Wiedersehen und neugierig, wie ich das Haus und die Menschen vorfinden würde.

Die Aufnahme war die erwartete und herzliche. Über die Lage des Hauses war ich zunächst etwas betroffen. Daß Hertas Mann zu den Wohlhabenden gehörte, hatte ich sicher vermutet. Ich sah jetzt, daß er fähig war, seiner Frau alle Bequemlichkeiten zu bieten, die Orient und Okzident aufweisen. Man weiß ja bekanntlich da unten sehr gut zu leben. Die Anlage der Häuser mit ihren schattigen Gärten und kühl gehaltenen Veranden muß die erschlaffenden Einflüsse des Klimas ausgleichen helfen. Ein Troß von indischen und chinesischen Dienern

bevölkerte das herrlich gelegene Haus. Zwei Autos standen jederzeit zur Benutzung bereit. Fast schämte ich mich der bescheidenen, sonst als Verkehrsmittel ortsüblichen Rikscha und des schwitzenden chinesischen Kulis, die mich hinausgefahren hatten. Die gern gegebene Aufforderung, im Hause selbst Wohnung zu nehmen, mußte ich aus dienstlichen Gründen leider ablehnen. Der Kommandant ist doch auch in solchen Zeiten an Bord nötig. Aber die Nachmittage und Abende, die mir der nicht große offizielle Verkehr und der Dienst freiließen, verbrachte ich oft und gern in den komfortablen Räumen des gastlichen Hauses. Meist in Gesellschaft von Kameraden und Bekannten des Hauses, oft auch als einziger Gast der kinderlosen Leute. Dort lernte ich ein mir noch unbekanntes Talent an Herta schätzen. Sie war — was sie auf dem Dampfer völlig verschwiegen hatte — sehr musikalisch und sang, wenn auch nicht künstlerisch, so doch weit über dem Durchschnitt.

Ihr wohlklingender Alt hatte etwas außerordentlich Ansprechendes, Wohltuendes. Ihr Gesang löste bei mir immer die liebe Erinnerung an die Heimat und die Angehörigen aus. Im bequemen Sessel bei weitgeöffneten Verandatüren sitzend, konnte ich ihr stundenlang zuhören.

Man brauchte nur um irgendein Lied zu bitten, so ging sie an den Flügel, begleitete sich selbst, oft

nur die Melodie andeutend, und sang das Lied. Ich bin kein musikalischer Held, Volkslieder, und was man aus Opern und Operetten kennt und schon öfters gehört hat, sind mir das Liebste. Und das konnte ich dort haben. Hier und da auch eine kurze Erklärung dazu, die auf tieferes Musikverständnis schließen ließ.

Hertas Mann sprach viel von Geschäften und der Politik, die mit diesen Geschäften zusammenhingen. Sein Interessenkreis war sonst nicht sehr groß, durchaus nicht aus Mangel an Bildung und Verständnis, sondern nur aus Zeitknappheit.

Es war damals die Zeit des ‚Gummi-Booms'. Plantagen wurden gekauft und verkauft, schwindelnde Summen dabei umgesetzt. Das ganze Sinnen und Trachten des Mannes war fast fanatisch auf sein Geschäft gerichtet. Der materielle Gewinn, den er kaum nötig hatte, schien ihn weniger zu locken als das Gefühl, im Kampfe mit anderen Sieger zu bleiben. Man merkte Hertas Mann fast stets an, daß ihm jede Ablenkung, wie Tennisspiel oder dergleichen, nur die Arbeitszeit kürzte und, wenn er mitmachte, er es nur der jungen Frau, die er offenbar herzlich liebte und auf Händen trug, zu Gefallen tat. Diese übergroße Emsigkeit der deutschen Kaufleute im Auslande, die den englischen Lebensauffassungen diametral widerspricht, ist sicher eine der Ursachen des sonst unverständlichen Hasses

aller Briten gegen alles Deutsche. Und bei aller Wertschätzung des deutschen Übersee-Kaufmanns habe ich doch ein gewisses Verständnis dafür, daß dies Übermaß von Arbeitsaufwendung für geschäftliche Zwecke, das letzten Endes nicht glücklich macht, zu frühem Verbrauch der eigenen Kräfte — besonders in den Tropen — führt, das Familienleben beeinträchtigt und gesunden Sportssinn hindert, nicht richtig ist und mit einem gewissen Recht Unmut bei Engländern auslöst, deren Lebensgrundsatz sich in das Schlagwort ‚comfort with respectability' zusammenfassen läßt. Worin einbegriffen ist, daß der Mensch nicht nur zum Arbeiten da ist, sondern auch ein gewisses Anrecht, ja einen zwingenden Anspruch auf ruhige Erholung, verbunden mit Sport, hat. Ein Engländer, mit dem ich damals mancherlei interessante Dinge und auch den aufkeimenden englisch-deutschen Gegensatz besprach, faßte seine Meinung in seiner dazu besonders geeigneten Sprache wie folgt zusammen: ‚Wenn ich um vier oder fünf Uhr nachmittags meine Office schließe und zum Polo gehe, dann zieht sich mein deutscher Konkurrent, den ich durch das Fenster sehen kann, den Rock aus und sagt, nun geht's erst los mit der Arbeit. Sehen Sie, das ist ja klar, daß er mich dann schließlich aus dem Sattel hebt. Aber wir wollen Sport treiben und hier im Ausland wie Gentlemen leben. Wir brauchen das und

wollen uns in unseren Lebensgewohnheiten durch die Deutschen, die wir in unseren Kolonien zugelassen haben zur freien Konkurrenz, nicht stören lassen.'

Wie gesagt, ganz unrecht konnte ich dem Manne nicht geben, und ich denke, der Krieg wird in diesem Sinne auch für uns zum Lehrmeister werden. Freilich, daß der englische Geschäftssinn und Neid so weit gehen würden, um auf Grund dieser Beschwerden einen Weltkrieg zu entfesseln, der Millionen von Männern das Leben kosten und unsägliches Elend über die Welt bringen sollte, nur um diese Gelegenheit zu benutzen, die deutsche Konkurrenz loszuwerden, hätte ich damals nicht für möglich gehalten.

Selbstverständlich war das Ehepaar auch mehrfach Gast bei mir an Bord. Unsere Hafenzeit näherte sich programmäßig dem Ende. Definitive Reisebefehle standen in Aussicht. Auch meine Offiziere hatten, wie üblich, das Bedürfnis, sich für die genossene Gastfreundschaft zu revanchieren. Wir veranstalteten eine der beliebten Nachmittags-Tanzunterhaltungen mit Tee an Bord Das Schiff sah famos aus. Das Oberdeck war gefüllt mit tanzlustigen Damen und Herren. Herta war ohne ihren Mann gekommen. Er wollte sie gegen Ende des Nachmittags abholen. Etwas Besonderes, ein mich fast beunruhigender Hauch von Schwermut

und Entsagung lag an diesem Tage aus mir gänzlich unbekannter Veranlassung über ihr. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen sah sie auch diesmal wieder vorzüglich aus. Sie trug ein ganz weißes Musselinkleid, den Rock, der Mode entsprechend, in mehreren Glocken übereinander angeordnet. An dem herzförmigen Ausschnitt zwei dunkelrote Rosen, um die Taille eine breite schwarze Schärpe. Sie gefiel mir in dieser einfachen, geschmackvollen Aufmachung besonders gut. Als aufmerksamer Wirt der vielen Gäste hatte ich nur wenig Zeit, mich ihr zu widmen, weniger, als mir lieb war. Sie tanzte auch diesmal viel und mit verhaltener Leidenschaft. Eine gewisse, mir sonst fremde Unruhe der Bewegungen und in der Haltung fiel mir auf. Gegen Ende des Festes ging ich plaudernd und ohne bestimmte oder mir bewußte Absicht mit ihr den Gang unter der Hütte entlang, der in die Kajüte führte. Alle Türen standen weit offen. Der ganze Raum unter der Hütte mit den Offizierskammern und der Messe diente, wie immer, als Lauben und Erfrischungsräume. Wir sprachen — wie es ja naturgemäß war — davon, daß es bald wieder ans Abschiednehmen ginge, und wurden beide etwas weich dabei. Das Gefühl, daß uns eine Trennung bevorstand, wurde plötzlich und stark in uns lebendig. Die Freundschaft, die uns verband und die auf bester sittlicher Basis ruhte,

rechtfertigte das ohne weiteres. So kamen wir in die Kajüte, die zurzeit von Menschen leer war. Auf dem Tisch lag ein Album mit neu aufgenommenen Photos. Wir traten beide dicht nebeneinander an den Tisch, mechanisch schlug Herta das Album auf und blätterte uninteressiert. Dann lehnte sie sich plötzlich für Sekunden ganz leicht mit Kopf und Schulter fast leidenschaftlich, aber wortlos an mich.

Mich überlief ein leichter Schauer. Ich fühlte die Wärme ihres Körpers, das leise Zittern ihres vollen Armes, der hart an dem meinigen lag. Eine Art Schwäche und eine Widerstandslosigkeit gegen übermächtige und mir im Verkehr mit ihr völlig fremde Gefühle überkam mich. Meine Sinne waren nicht mehr unbeteiligt. Ich sah eine Träne über ihre Backe rinnen, und meine Hand auf die ihre legend, die sie krampfhaft auf den Tisch gestützt hatte, flüsterte ich leise und liebevoll: ‚Herta, liebe Frau Herta!' Draußen im Gange vor der Kajüte gingen lachende und plaudernde Menschen, für uns versank für Sekunden alles übrige ringsherum. Da näherten sich Schritte; einer meiner Offiziere kam zufällig herein und fragte in dienstlich höflichem Tone, ob jetzt, wie üblich, als Zeichen zur Beendigung des Festes die Nationalhymne gespielt werden solle.

Das gab der kleinen Episode einen völlig natürlichen und erwünschten vorläufigen Abschluß. Wir waren unwillkürlich einen Schritt auseinander-

getreten, das Photographie-Album erklärte zur Genüge unsere Haltung und Stellung. Ich stimmte dem Offizier zu. Herta war nach weiblicher Art gefaßt genug, um ihm gegenüber das Ende des schönen Festes lebhaft zu bedauern. Er ging nach oben zur Musik. Wir folgten wortlos. Im Schwarm der Menschen, der uns sofort umflutete, fehlte jede Möglichkeit, den eigenen Gedanken nachzuhängen oder gar etwa das stumm begonnene Gespräch erklärend fortzusetzen. Das ‚Heil dir im Siegerkranz' ertönte. Die blumengeschmückten Boote legten längsseit an. Allgemeines Abschiednehmen und Danksagen für den ‚reizenden Nachmittag'. Ich war wieder ganz Kommandant und ‚liebenswürdiger Wirt'. Manchmal hatte ich allerdings das Gefühl, eine eingelernte Rolle als Schauspieler zu spielen oder eine Maske vor dem Gesicht zu haben. Mir war so unausgeglichen zumute. Ich wußte mit mir und meinen Gedanken noch nichts Rechtes anzufangen. Da erschien auch noch Hertas Mann, der gerade noch vor Toresschluß gekommen war, um die Frau abzuholen. Der Schwarm der Gäste verlief sich nach und nach. Herta und ihr Mann sowie einige nähere Bekannte der Offiziersmesse blieben noch eine Stunde länger. Es war dunkel geworden. Auf der Hütte brannten in bunten Lampions die elektrischen Lampen. Wir saßen dort plaudernd zusammen und genossen die mit

der Seebrise einsetzende wohltuende Kühle des Abends. Die Unterhaltung in dem kleinen Kreise war eine allgemeine. Herta saß, eine köstliche weiße Boa um die Schultern, die ihren Kopf entzückend einrahmte, in einen bequemen Korbstuhl gelehnt, einige Plätze von mir entfernt und plauderte mit ihrem Nachbar, dem Stabsarzt, der musikalische Interessen mit ihr gemeinsam hatte. Ihre schlanken kleinen Hände mit den blitzenden Steinen hingen schlaff und bewegungslos über die Armlehne des Sessels.

Gelegentlich streifte sie mein Blick. Es war etwas Fremdes, Starres, Lebloses, Träumerisches über ihrem ganzen Wesen, in ihrer Haltung. Sie sprach, so schien's mir wenigstens, fast mechanisch und wie gezwungen. Ihrem Manne schien dies nach einiger Zeit aufzufallen. Wußte er, daß ihr nicht wohl war? Er drängte zum Aufbruch. Herta erhob keinen Widerspruch. Wir verabschiedeten uns förmlich und gemessen von einander. Im Boot saß sie neben ihrem Manne, der das Steuer seiner von Farbigen geruderten Gig genommen hatte. Als das Boot ablegte, beugte sie sich etwas vornüber, ein Rückwärtsdrehen des Kopfes und ein freundliches Händewinken grüßte mich.

Ich wandelte noch lange am Abend auf der Hütte auf und ab. Ich bin nie in meinem Leben ein Günstling der Frauen gewesen und habe auch nie

bewußt danach gestrebt, ein Don Juan zu sein. Mir fehlten die Talente und das Äußere dazu. Das macht ja solche Entsagungen an sich leicht. War es die männliche Eitelkeit, eine Art Stolz, auch einmal der Begünstigte zu sein, die mich jetzt überfielen und mir erbarmungslos den Kopf verdrehten? Mir war zumute wie in der Zeit des ‚Frühlingserwachens', als ich als stolzer Primaner der Jugendliebe nach der Tanzstunde schüchtern den ersten Kuß abrang. Daß ich mit solchen Gedanken der Frau wahrscheinlich zu nahe trat, ihre Gefühle ganz falsch deutete, ein Unrecht gegen sie beging, die vielleicht nur einer momentanen Regung reiner und aufrichtiger Gefühle in weiblicher Schwäche nachgegeben hatte, und schließlich vor mir selber aus der Rolle fiel, kam mir törichterweise gar nicht in den Sinn. Immer wieder erschien mir das Bild Hertas vor meinen geistigen Augen, noch immer glaubte ich die Wärme der Berührung von Kopf, Schulter und Arm zu fühlen. In diesen Gefühlen ging momentan alles andere unter. Ich weiß heute, wie stark und plötzlich, besonders da draußen in den Tropen, die Versuchung an den Menschen herantreten kann, und habe seitdem milder urteilen gelernt, wenn es gilt, noch stärker als bei mir auftretender menschlicher Leidenschaft Verständnis und, gegebenen Falles, mildere Beurteilung entgegenzubringen. Wohl dem, an den die Versuchung

nie lockend herantritt. Höher noch steht mir aber der, der ihr, den in jedem von uns steckenden Teufel besiegend, siegreich zu begegnen weiß.

Nur dürftig schlief ich die Nacht, matt und zerschlagen erhob ich mich zu den Werken des neuen Tages. Der Morgen fesselte mich an den Schreibtisch. Postschluß stand bevor. Einige längere Berichte, die fällig und im Drange des Hafenbetriebes auf die lange Bank geschoben waren, mußten abgeschlossen werden. Der Adjutant hatte gut vorgearbeitet, aber es gab doch allerhand zu ändern. Mitten in der Arbeit kam ein Boot längsseit und brachte einen Brief. Auf dem langen, schmalen Kuvert sah ich die wohlbekannten Schriftzüge von Hertas steiler, energischer Schrift. Freundliche Einladungsbriefe von ihr hatte ich ja schon öfters erhalten. Mit Herzklopfen und dem Mischgefühl aus Freude und Angst riß ich den Brief auf und las:

‚Sehr geehrter Herr Kapitän!

Wenn Sie mir vor Ihrer Abreise, die ja wohl unaufschiebbar ist, noch eine Plauderstunde schenken wollen oder können, so sind Sie mir heute oder morgen nachmittag herzlich willkommen. Mein Mann ist heute morgen auf eine seiner Plantagen gefahren. Wenn Sie einen oder mehrere Ihrer Herren mitbringen

wollen, so ist es mir, wie immer, sehr lieb. Ich würde dann auch gern noch einige Damen zur Gesellschaft bitten, ganz nach Ihrem oder der Herren Wunsch. Wen soll ich auffordern? Der Tennisplatz steht wie stets zur Verfügung. Der Rasen ist frisch geschnitten. Alles wartet auf Sie und Ihre Mitspieler. Vor Ihrem Fortgehen wäre ein Wiedersehen doch sehr nett, gestern kamen wir doch nur dürftig zum Abschiednehmen. Bitte um Bescheid an den Boten. Das Auto schicke ich dann zur gewünschten Zeit an die Landungsbrücke. In der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen

Ihre ergebene und manchmal sich einsam fühlende

Herta ...

P. S. Der reizende Nachmittag an Bord ist mir gut bekommen, obwohl ich, so glaube ich, ein bißchen Fieber hatte. Es ging mir nicht gut, das werden Sie gemerkt haben. Trotzdem war es wundervoll.'

Ich riß ohne weitere Besinnung den Kasten, wo das Briefpapier lag, auf und warf einige höfliche Antwortzeilen auf das Papier des Inhalts, daß ich um fünf Uhr um das Auto bitte. Ob einige der Offiziere mitkommen könnten, wüßte ich nicht. Es sei allerhand zu tun, Postschluß bevorstehend usw. Meine Zeilen lauteten formell wie die Hertas.

Der Irrwahn, daß der Brief, so harmlos und natürlich er war, vielleicht mehr verheißen könnte als er sagte, erfüllte mich auch noch jetzt wie etwas Selbstverständliches. War es der lange Tropenaufenthalt, der mir den Verstand eindorrte und Wahngebilde vorzauberte? Ich kuvertierte den Brief, nahm aus der vor mir stehenden Vase einige Rosen, die noch frisch und schön vom gestrigen Feste übriggeblieben waren, band sie mit einem hübschen japanischen Band zusammen und gab beides dem wartenden Boten. Dann beendigte ich meine Arbeit. Da klingelte das Brückentelephon, und der Signalmaat der Wache meldete mir, ein deutscher Postdampfer liefe in den Hafen ein. Blitzartig plötzlich wurde die Erinnerung an die Heimat, die Meinen in mir wach. Wir hatten relativ lange keine Post bekommen. Vor unserer Ankunft im Hafen war sie über Sibirien und Schanghai geleitet worden. Jetzt kam sie unten herum auf dem Seewege. Irgendeine außerplanmäßige Verzögerung mußte auch dabei sein. Wir hatten also eine ausnahmsweise große Heimatpost zu erwarten.

Die Dampfpinasse mit der Postordonnanz fuhr sogleich zu dem Postdampfer. Sie kennen ja alle die Spannung im Schiff und das Stehen der Ungeduldigen und Interessierten vor dem Bureau, wenn im Ausland das Postboot mit den vollen Briefsäcken erwartet wird. Das Sortieren der

Briefe nahm, wie immer, noch einige Zeit in Anspruch, die ich ungeduldig abwarten mußte. In mir kämpften zwei Gefühle. Fast empfand ich einerseits, so seltsam das auch klingt, das Eintreffen der sonst so sehnsüchtig erwarteten Heimatpost gerade jetzt als eine Art Störung der mich erfüllenden Gedanken, daneben aber tauchten erfrischend und belebend die Erinnerungen an Frau und Kinder immer stärker und übermächtiger auf. Es war mir, als wenn zwei ganz verschiedene Melodien in ständig wechselnder Stärke nebeneinander und durcheinander vor meinem Ohr erklangen, beide süß und voll Reiz und doch grundverschieden voneinander. Fast schmerzhaft wirkte dieses Chaos von eingebildeten Tönen auf mich ein. Die Ordonnanz brachte mir meine Post, drei dicke Briefe mit der Handschrift meiner Frau darunter. Ich ordnete sie nach dem Datum und riß den ersten auf, las ihn, dann den zweiten und den dritten. Die Zeit verrann. Der Steward meldete zum zweitenmal, daß das Essen kalt werde. Ich las und las wieder die Briefe, bis ich alles verstanden hatte, alles begriff und mir klar wurde, daß ich im Begriff gewesen war, eine fürchterliche Dummheit und eine fast lächerliche Gedankensünde zu begehen. Ich stellte die elektrische Windmaschine an; die Hitze in der Kajüte war unerträglich, dicke Schweißtropfen standen mir auf der Stirn. Die ersten Briefe

erzählten das übliche; all die kleinen, lieben Sorgen, die eine einsame Seeoffiziersfrau und Mutter daheim bei beschränkten Mitteln mit Haus und Herd, Dienstboten und Kindern hat. Aber, was der letzte mir sagte, packte mich an Herz und Nieren und zeigte mir, wie falsch und undankbar schon diese seit knapp vierundzwanzig Stunden mich beherrschende Gefühlsaufwallung gewesen war:

„Die kleine Else ist nun außer aller Gefahr. Die Ärzte hatten wenig Hoffnung, als nach der ersten Serumeinspritzung das Fieber gar nicht heruntergehen wollte und die Mattigkeit immer größer wurde. Solche Diphtherie ist eine furchtbare Krankheit. Tag und Nacht war ich bei dem Kinde, das oft vor Schwäche weinte. Sonst war sie so lieb und geduldig, wie sie immer ist. Gottlob! wurde es dann aber doch besser. Der Junge, den ich gleich zu meiner Kusine gegeben hatte, blieb ohne jede Ansteckung. Welch ein Glück! Wie habe ich gezittert und gebangt, wie Dich entbehrt in diesen Tagen der Angst und Sorge! Ein bißchen schwach und erholungsbedürftig bin ich jetzt auch, aber ich werde bald auf die Beine kommen. Ich gehe mit den Kindern auf drei Wochen nach Zinnowitz, sobald Else reisen kann. Seeluft und Ruhe wird uns allen guttun. Ich telegraphierte nicht und schrieb im letzten Brief nichts von der Krankheit des Kindes, damit Du nicht unnötig in Sorgen

sein solltest. Ich weiß ja, wie Du gerade an der kleinen Else hängst (eigentlich ist das aber ein Unrecht gegen den Jungen!), und wie traurig und unruhig Dich die Nachricht gemacht hätte. Nun ist alles vorüber, gottlob! und Du kannst ganz ruhig sein.

Aber eins will ich Dir noch sagen: So richtig fromm war ich eigentlich bisher nie. Jetzt weiß ich aber, was das schöne Christusdenkmal mit den beiden davorknienden Frauen vor der Garnisonkirche in Kiel bedeutet. Früher ging ich immer achtlos daran vorüber. Wenn ich in den Tagen der Krankheit des Kindes bei kurzen Spaziergängen dort vorüberkam, dann kam's mir so vor, als läge ich selbst zu Füßen des Kreuzes und bäte um das Leben unseres Lieblings.' —

Ich stand auf. Ich war wieder ganz der alte. Das ganze Wahngebilde meiner Phantasie, das mich seit gestern abend umgaukelte, fiel ab von mir wie ein häßliches Schuppenkleid. Alles, was gut und rechtschaffen in mir war, kam an die Oberfläche zurück. Mit ganz anderen Augen sah ich jetzt plötzlich die vor mir auf dem Schreibtisch stehenden Bilder der Meinigen an. Ich begriff nicht mehr, daß ich sie heute und gegen alle sonstige Gewohnheit nur flüchtig hatte betrachten, über sie hatte hinwegsehen können. Ich fühlte, daß jetzt gehandelt werden müsse. Über das ‚Wie' war ich noch nicht im klaren.

Da kam der Adjutant und brachte mir ein soeben eingegangenes dechiffriertes Telegramm: ‚Baldmöglichst Kohlen und Vorräte auffüllen. Nach Ponape gehen. Dort funkentelegraphische weitere Befehle erwarten. Abreisetag melden.‘ Mein Entschluß stand fest. Noch heute! Ich wollte nicht in die Lage kommen, nochmals von Frau Herta Abschied nehmen, mich schämen und ihr beichten zu müssen, daß ich töricht genug gewesen war, ihre freundschaftlichen Gefühle auch nur für Stunden zu mißdeuten. Mir lag an ihrer Freundschaft und uneingeschränkten Achtung. Schnelle Abreise und französischer Abschied schien mir die beste Lösung. Ich ließ den Ersten Offizier bitten. Er kam. ‚Das Schiff geht heute abend um sechs Uhr in See. Kohlen haben wir ja an Bord, Proviant auch. Das Reiseziel soll geheimgehalten werden. Füllen Sie noch nach Möglichkeit Frischwasser auf. Beurlaubungen nur noch in Einzelfällen bis fünf Uhr nachmittags. Die Post soll um vier Uhr geschlossen werden und an Land gehen. Ich bitte um vier Uhr um ein Boot, um die offiziellen Abschiedsbesuche zu machen.‘ Der Erste Offizier begriff die Dringlichkeit offenbar nicht ganz. Ein gewisses ‚Schade‘ lag auf seinem Gesicht, aber er war ein viel zu gut erzogener Offizier, um seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Wir sind immer in bester Weise miteinander ausgekommen.

Ich hatte noch viel zu tun vor der Abreise. Zunächst schrieb ich an meine Frau. Das war ja selbstverständlich. Der Brief sollte noch mit der Hofpost mit. Dann ging ich an meine ‚Schatzkammer' und suchte nach einer Abschiedsgabe für Herta. Auf dem Jangtse hatte ich einige Zeit mit einem unserer Flußkanonenboote zusammengelegen, das längere Zeit oberhalb der Stromschnellen tief im Innern Chinas stationiert gewesen war. Dessen Kommandant hatte dort, wo der Strom der Fremden seltener hinkommt, mit gutem Verständnis allerlei Raritäten gesammelt und mir einige davon auf Bitten käuflich überlassen. Darunter war eine besonders fein gearbeitete, aus Tibet stammende bronzene Buddhafigur, die mir des seltsam ernsten, weltvergessenen Gesichtsausdruckes wegen besonders bemerkenswert war. Die wählte ich als Gastgeschenk aus, wickelte sie und den zugehörigen seidengefütterten Kasten sorglich ein und schrieb mit etwas unsicherer Hand einige freundliche, herzliche Abschiedszeilen dazu. Schrieb einen Brief voll aufrichtiger Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme im Hause ihres Gatten, für ihre Güte und die frohen Stunden, die sie mir durch Gesang und Spiel bereitet, und sprach von der Hoffnung auf ein frohes, glückliches Wiedersehen in nicht zu ferner Zeit. Die befohlene plötzliche Abreise des Schiffes diente als Entschuldigung für das Unterlassen des Abschiedsbesuches. Für die

beifolgende Bronze bat ich um einen Platz in ihrem entzückenden Nippesschrank. Ich hoffte, so schloß ich, daß das ernste Gesicht des entsagungsgewöhnten Buddha eine freundliche Erinnerung an mich nicht stören würde.

Dann fuhr ich an Land und erledigte meine amtlichen Abschiedsbesuche. Dem chinesischen Führer des am Landungssteg wartenden Autos von Frau Herta gab ich Brief und Paket. Mein Boot lag bereit. Punkt sechs Uhr nachmittags kam der Anker aus dem Grunde. Wie wohl war mir, als ich die ersten Maschinen- und Ruderkommandos gab! Mir war's, als flüstere mir eine Stimme zu: ‚Gut gemacht!' Ich sog mit Entzücken den Hauch der Seebrise auf der Kommandobrücke ein, frische Luft war um mich, Tatendrang, innere Sicherheit und Heiterkeit erfüllten mich. Meine Offiziere wunderten sich ob meiner frohen Stimmung, sie wären gern noch geblieben und trauten mir ähnliche Gefühle zu.

Weitere Monate gingen dahin. Wir lagen wieder einmal in Schanghai und fühlten uns dort sehr wohl trotz Regen und winterlicher Kälte. Da bekamen wir plötzlich, überraschend für uns alle, die Nachricht, beschleunigt mit dem Schiff die Heimreise anzutreten. Alle Vorbereitungen mußten getroffen werden. Wir mußten zuerst noch einmal nach Tsingtau, wo wir Inventarien aufgestapelt

hatten. Die uns bewilligte knappe Zeit für die Heimreise wurde dadurch noch weiter verkürzt. Manche von uns wären gern noch draußen geblieben. Aber so eine Heimreise tröstet doch über vielerlei hinweg.

Wir liefen als Zwischenhafen Hongkong an. Dort brachte mir die Post wieder einmal ein Lebenszeichen von Herta. Bis dahin hatte sie mir nur einmal freundlich und selbstverständlich ganz harmlos gedankt für das kleine Abschiedsgeschenk. Unsere Adresse war ihr ja kaum bekannt, die Postverbindungen schwierig. Sie schrieb, sie komme erst jetzt dazu, wieder einmal zu schreiben, sie sei krank gewesen, ziemlich elend, klimatisches Fieber. Es gehe ihr aber gut jetzt. Sie ginge demnächst auf dem Postdampfer ‚Winfried' mit ihrem Mann für einige Wochen nach Japan; dort wolle sie sich ganz erholen. Ihr Mann habe ihr das angeboten. Sie freue sich sehr darauf. Und dann sprach sie noch, was sie nie oder doch sehr selten getan hatte, fast liebevoll von meiner Frau und meinen Kindern. Wie sie hoffe, sie bei dem nächsten Europabesuch kennenzulernen, und wie sie sich besonders darauf freue, meinen Liebling, das kleine Mädchen, zu sehen und zu begrüßen. Der Brief endete mit einem Hymnus auf Kinder und Elternfreude. Nie hatte sie sich so zuvor geäußert. Die Tonart war so anders, fast mütterlich — innig.

Ich sah den Dampferfahrplan nach. Der ‚Winfried' mußte ungefähr um dieselbe Zeit in Singapore sein wie wir, die wir dort Kohlen nehmen wollten. Wenn alles gut ging, war ein Wiedersehen dort möglich. Ich freute mich in Gedanken darauf und sah ihm ohne jedes Bedenken entgegen.

Unterwegs aber, auf dem Wege von Hongkong nach Singapore, kamen wir in den Ausläufer eines kleinen Taifuns, der nur unsere Funkentakelage etwas zerzauste, sonst aber dem guten Schiff nicht viel zuleide tat, uns jedoch zu einem Ausweichen und damit Umweg nötigte, wodurch unser beabsichtigtes Eintreffen in Singapore leider verzögert wurde.

Mit Bedauern gab ich den Gedanken an ein Wiedersehen dort auf. An einem Sonntagnachmittag standen wir etwa dreißig Seemeilen vor der Singapore-Straße und freuten uns bei der klaren, sichtigen Luft des lebhaften Dampferverkehrs an dieser Weltstraßenecke. Da kam ein großer Dampfer in Sicht, den wir schon aus der Ferne an Figur und Schornsteinabzeichen sehr bald als deutschen Postdampfer erkannten.

Es konnte nach dem Fahrplan nur der ‚Winfried' sein.

Wir näherten uns ziemlich rasch auf Gegenkurs einander. Auch uns hatte man bemerkt. Unser weißes Tropen-Kreuzerkleid war in der hellen Sonne

weithin auszumachen. Ich ließ die Fahrt mindern, um Zeit zu gewinnen. Die Musik wurde an Deck befohlen. Unterscheidungssignale gingen in die Höhe. Ich ließ mit dem Scheinwerfer hinüberwerfen, der ‚Winfried' möge Kurs durchhalten, ich wolle ihn ziemlich dicht passieren. Dann ließ ich auf Gegenkurs mit ganz langsamer Fahrt dicht an ihn heranhalten.

Nun passierten wir einander auf káum mehr als zweihundert Meter. Auf beiden Schiffen spielte die Musik die vaterländischen Weisen, ‚Deutschland, Deutschland über alles' bei uns, und drüben antwortete ‚Die Wacht am Rhein'. Unser langer Heimatwimpel wehte stolz in weitem Bogen vom Großtopp. Seine blanken Kupferkugeln tanzten über die Schaumwellen unseres Kielwassers. Auf beiden Schiffen waren die Decks voll besetzt. Jubelnde Menschen grüßten einander mit Winken, Mützenschwenken und Rufen. Es war ein Singen und Klingen überall, wie wenn eine große Schlacht gewonnen wäre. Deutsche trafen sich da draußen auf fernem Meer, stolz darauf, derselben Nation anzugehören. Mir wurde wieder einmal so recht von Herzen klar, ich genoß noch einmal von ganzem Herzen das Gefühl, welch ein Glück und ein Vorzug es ist, Auslandskommandant zu sein.

Ich stand oben auf dem Auslieger der Brücke und musterte die Passagiere mit dem Glas. Richtig,

da stand Herta, neben ihrem Manne, ganz vorn bei der Ecke des Promenadendecks, frei vom Sonnensegel, noch vor der Kommandobrücke. Sie hatte sich weit nach vorn über das Geländer gebeugt und winkte mit dem Hut, den sie abgenommen.

War das eine Freude für uns beide! Ich sah ihr Gesicht ganz deutlich durch das vorzügliche Glas. Mir schien es, als sei es wie verklärt durch eine Art Schimmer von Glück, und auch der Mann, der neben ihr stand, schien mir so glücklich und zufrieden, wie ich ihn selten gesehen.

Unser Signalpersonal winkte von allen Ecken und Kanten Winkspruchgrüße hinüber, mehr als das knappe und nur dürftig ausgebildete Brückenpersonal des Dampfers abzunehmen imstande war. So zogen wir, die Vertreter des Wehr- und Nährstandes, deutsche Seeleute beide, feierlich und langsam aneinander vorüber.

Dann flatterten noch Flaggensignale für glückliche Reise auf beiden Schiffen in die Höhe. Die Entfernungen vergrößerten sich. Auch diese Episode war beendet.

Selten in meinem Leben bin ich an einem Abend zufriedener und beruhigter in meine Kammer gegangen. Traumlos schlief ich. Ruhe im Herzen. In die Heimat nahm ich als Bestes mit ein gutes Gewissen und eine liebe Erinnerung an eine verehrte Freundin.

Später, zu Hause, nach Monaten erhielt ich die freudige Nachricht, daß Herta Mutter eines gesunden Jungen geworden sei. Ihr Glück sei grenzenlos.

Ihr Mann hat sich einige Jahre darauf ganz nach Deutschland zurückgezogen. Frau und Kind bekam das Klima da draußen nicht. Er ging und geht auf im Glücke der beiden.

Wir haben uns öfters wiedergesehen, sind uns treue Freunde geworden und wollen es auch in Zukunft bleiben."

Wir anderen hatten, eigenen Gedanken nachhängend, stumm und doch aufmerksam zugehört. Wir waren es alle von ganzem Herzen zufrieden, daß auch hier — wie nach unseren Anschauungen nur selbstverständlich — die Moral gesiegt hatte. Und wir waren dem Erzähler dankbar, daß er uns einmal in dieser ernsten Kriegszeit in sein Inneres hatte hineinblicken lassen, offen und ehrlich, ohne zu verschleiern. Nur der unverbesserliche Junggeselle, der uns neulich die Geschichten von Fatutá und der Dorfjungfrau erzählt hatte, konnte nicht unterlassen, an der Stelle, als die Geschichte auf dem Höhepunkt war, leise die Melodie aus „Rigoletto":

„Ach wie so trügerisch
Sind Frauenherzen"

vor sich hinzusummen. Er war eben Junggeselle, und das mußte ihm zur Entschuldigung dienen.

Auch jetzt war er es wieder, der zuerst das Schweigen brach. „Wunderbar!" sagte er, „gut ist's gangen, nichts ist passiert! Die Tugend ist gerettet, der Böse

liegt am Boden. Der reine Roman der Birch-Pfeiffer oder auch Selbstbekenntnisse à la Jean-Jacques Rousseau. Im übrigen: dem Erzähler meine Anerkennung und meinen Beifall. Der Teufel sollte uns alle holen, wenn wir nicht Manns genug wären, den in uns allen steckenden Satan gelegentlich rechtzeitig totzuschlagen. Ich erhebe mein Glas — es soll für heute das letzte sein, die Uhr geht auf Zwölfe — und trinke auf das Wohl der einsamen Seemannsfrauen, die daheim so treulich in diesem Kriege mit durchhalten helfen. Ich gratuliere ihnen zu ihren Männern und den Männern zu den Frauen.

Hurra!"

Wir stimmten gern ein und dann fuhr er fort: „Aber eine Bemerkung muß ich doch noch anknüpfen. Vor Jahren, als grüner Leutnant, las ich einmal eine reizvolle Geschichte, wo ein älterer Herr in heißer Liebe zu einer Achtzehnjährigen entbrannt war. Da war immer vom ‚Johannistrieb' die Rede. Das Wort stand noch nicht in meinem Lexikon. So frug ich ganz naiv meine gute Mutter, was das eigentlich sei. Die lachte mich fürchterlich aus und meinte als lebenskluge Frau, die sie war, das solle ich nur abwarten, bei manchem käme er, bei manchem nicht. Besser aber wäre es, er käme nicht. Nun war ich so klug wie zuvor. Später habe ich ja bei Karin Michaelis

gelesen, daß es ein ‚gefährliches Alter' für Frauen gibt. Heute bin ich nun belehrt, daß das auch für biedere und tugendhafte Ehemänner reiferen Alters gelegentlich noch zutreffen kann. So etwas ist also ganz instruktiv. Was mich nun anbetrifft, so rechne ich mich noch nicht zu den ‚älteren Herren'. Wenn diese verdammten Engländer erst einmal ordentlich verhauen sind und dieser Krieg gewonnen ist, will ich Kommandant unseres neuesten, besten und größten Schlachtkreuzers werden. Mit dem will ich dann in die Welt fahren und den mehr oder minder neutralen Neutralen zeigen, daß wir auch noch da sind. Auf die Dualaneger in Kamerun, die sich bei Kriegsbeginn so liebevoll gegen unsere Landsleute benommen haben, freue ich mich dabei besonders. Die Pest über sie!

Wenn mir aber bei dieser oder jener Gelegenheit noch einmal ein hübsches Gesicht da draußen über den Weg läuft, dann werde ich kein Spielverderber sein, und die moralischen Anwandlungen werde ich noch ein bißchen verschieben, bis ich wirklich zum Meergreise geworden bin. Das ist mein Junggesellenrecht. Etwas will man doch davon haben, daß man einsam und unbegleitet durch diese schlechte Welt wandeln muß. Vielleicht komme ich bei dieser Gelegenheit schließlich auch noch unter die Haube. Im Interesse der Volksvermehrung nach dem Kriege wäre das ja zu überlegen. Nun aber

wollen wir Schluß machen. Ich schlage vor, morgen früh um neun Uhr während des Kohlens, gemeinsamen Spaziergang mit Dauerlauf, um den Körper gängig zu halten. Dann lassen wir uns ein Boot an die Anlegestelle kommen, fahren über den Kanal zur Hermannshöhe, dort gibt es gut zu essen. Nachmittags ist dann Freizeit für die schreiblustigen Ehemänner, und am Abend treffen wir uns im Lotsenhaus. Dort werden sicher noch andere Kameraden sein. Gute Nacht!"

Vom teuren Briefporto

Heute waren wir ausnahmsweise nicht ganz allein unter uns Kommandanten. Der eine von uns hatte einen Verwandten mitgebracht, den Kommandanten eines Unterseeboots, das für einige Zeit im Hafen lag. Es war gerade von längerer Kreuzfahrt zurückgekommen, Maschinen und Menschen bedurften der Ruhe. Wir freuten uns der Abwechslung und brannten darauf, etwas Genaueres über die Erlebnisse unseres Gastes zu hören. Auf einer dieser neuen Kriegsmaschinen, denen Otto Weddigen unlängst zu unsterblichem Ruhme verhalf, und die im Verlauf des Krieges immer mehr in den Vordergrund treten sollten, waren wir ja natürlich alle einige Male zu Informations- oder Studienzwecken gewesen, aber eigentliche praktische militärische Erfahrungen mit ihnen standen uns Älteren leider nicht zu Gebote. Mit großer Bewunderung und lebhaftem Interesse verfolgten wir die Taten unserer tapferen U-Boots-Besatzungen und -Kommandanten. In jener Zeit kam zum ersten Male die im Hinblick auf die

erzwungene Untätigkeit der großen Schiffe verständliche spöttische Redensart vom „Kriege der Kapitänleutnants und Oberleutnants“ auf, den die Marine führe. Die Skagerrak-Schlacht hat ja dann glücklicherweise die Ansichten wieder gewandelt, den militärischen Wert des Großkampfschiffes und seiner Unentbehrlichkeit auch dem Blindesten bewiesen und die naheliegende Überschätzung des Unterseeboots, in die nicht nur die maritimen Laien zu verfallen drohten, auf das richtige Maß zurückgeschraubt. Die Teilnehmer an jenen herrlichen Kampf- und Siegestagen vom 31. Mai und 1. Juni 1916 wissen jetzt, was sie an ihren schwerarmierten, schwergepanzerten Schiffen hatten, und die Unterseeboote wissen, daß ohne die starke Hilfe der Großkampfschiffe das Freihalten der Flußmündungen zum Ansetzen des Unterseebootkrieges gar nicht denkbar wäre. Der Kern und der wichtigste Teil jeder Kampfflotte, so auch der deutschen, sind und werden immer die Geschwader modernster, schwergerüsteter, schneller Großkampfschiffe bleiben.

An jenem Vorfrühlingsnachmittag 1915, an dem die Sonne es schon so gut meinte, daß wir sogar schon auf Oberdeck sitzen konnten, wußten wir das noch nicht so klar, war der Beweis dafür durch die Seeschlacht noch nicht erbracht. Unser Interesse an der Unterseebootswaffe war daher um so größer.

Der junge Kapitänleutnant, dem man die gerade hinter ihm liegende, anstrengende Zeit in keiner Weise ansah, der frisch und rosig und in bezug auf die Uniform wie „aus dem Ei gepellt" aussah, schien mir manchmal bei den vielen Fragen, die auf ihn einstürmten, ein leises Zucken um die Mundwinkel zu haben, wie höfliches, verhaltenes und doch mokantes Lächeln. Ihm kam die Sache gar nicht so besonders vor. Er war schon vor dem Kriege zwei Jahre bei der Unterseebootswaffe tätig gewesen. Sein Boot war ihm sein Haus, er war vertraut mit jedem Hebel und mit jeder Ecke. Er wußte auch im Finstern darin Bescheid, genau wie eine gute Hausfrau in ihrem Wäscheschrank. „Und dann," sagte er, „das ganze Geheimnis ist das: Mit solchem Material, wie es uns die deutsche Industrie liefert, und mit solchen pflichttreuen, verständigen und intelligenten Menschen, wie ich sie an Bord habe, kann man eben alles machen. Zuerst blieben wir nur kürzere Zeit draußen in See, etwas neu war ja natürlich auch uns der richtige Krieg, dann sahen wir aber, daß es ebensogut auch wochenlang ginge. Der Mensch gewöhnt sich an alles. Das ewige Warten und Hoffen geht ja manchmal ein bißchen stark auf die Nerven. Und hier und da gibt es ja auch Situationen, wo man ganz froh ist, wenn sie glücklich wieder vorüber sind. So z. B. wenn man, durch das Sehrohr

rückwärts sehend, entdeckt, daß man bei glattem Wasser dauernd eine Ölspur hinter sich herzieht und gleich darauf einige feindliche schnelle Destroyer in Sicht kommen, die mit Sprengkörpern und Netzen die Spur aufnehmen und auf die Jagd nach dem Boot gehen. Ebenso dann, wenn man sich, um Verfolgern zu entgehen, auf den Grund gelegt hat und hört die Maschen des suchenden Stahlnetzes an der Außenhaut des Bootes entlang gleiten, dort haken und brechen. Das sind üble Geräusche, und das ist dann nichts für Nervöse. Einer von meinen Leuten stellte neulich in einem solchen erhebenden Moment das Grammophon an und ließ die ‚Lustige Witwe' spielen. Das gab gleich Stimmung. Der Mann hätte dafür allein das Eiserne Kreuz verdient, aber er hatte es schon. Auf der letzten Reise hatten wir auch einmal eine unangenehme Panne an der einen Maschine. Wir mußten uns auf den Grund legen und den Schaden untersuchen. Als wir den Ölmotor aufgenommen hatten, sah es zuerst trübe aus. Aber der Ingenieur-Aspirant war ein fixer Kerl. Er wußte sich mit allerlei Hilfsmitteln aus dem Boote selbst zu helfen und brachte die Sache in achtzehn Stunden harter Arbeit wieder in Ordnung. Die reine Werkstätte auf dem Meeresboden war es! Ich habe selbst etwas mitgeholfen. Man wird ja bei diesem Geschäft selbst mehr oder minder zum Techniker.

Das Schönste ist es natürlich, wenn man zum Angriff kommt. Freilich, so häufig, wie man hofft, sind die Chancen nicht. Es geht einem wie auf der Jagd. Wenn das gesichtete Wild den angenommenen Wechsel nicht innehält, ist oft alle Liebesmüh vergebens. Dann wartet man umsonst. Denn aufs Warten kommt es meist hinaus. Die große Geschwindigkeit der Überwasserschiffe im Vergleich zu den untergetaucht fahrenden Booten macht das planmäßige Manövrieren zum Schuß oft schwierig. Mir tut es immer leid, daß die Leute selbst vom Schuß und vom Erfolg meist wenig sehen können. Ich würde ihnen das so sehr gönnen. Ab und zu kann ich ja den einen oder anderen einen Augenblick an das Sehrohr lassen. Meist muß ich aber selbst beobachten, oder es wird nötig, der eigenen Sicherheit wegen rasch zu tauchen.

Übrigens hatten wir auf meiner letzten Fahrt eine kleine Episode, die einer gewissen dramatischen Komik nicht entbehrte. Da oben in den ‚nördlichen Nebeln' fanden wir eines schönen Morgens bei ziemlich glatter See zwei feindliche Hilfsschiffe, die wir natürlich sofort als Angriffsobjekt erkoren. Der eine, uns die volle Breitseite zeigende Dampfer war eine armierte Dampfjacht, er lag scheinbar längsseit von einem anderen Dampfer, dessen Wesensart in Größe wir nicht klar ausmachen konnten, weil die Jacht ihn verdeckte.

Beide Fahrzeuge lagen still. Der Torpedoschuß war also leicht. Wie ich auf einige tausend Meter Abstand auf die Dampfjacht „los"mache und der Torpedo schön gerade auf sein Ziel zuläuft, sehe ich plötzlich, daß sich die beiden Zielobjekte, die bisher stillagen, zueinander vorschieben. Die Dampfjacht geht voraus, und der andere Dampfer, den wir jetzt auch als einen kleinen Hilfskreuzer ausmachen konnten, bleibt gestoppt liegen. Der Torpedo trifft daher nicht die Dampfjacht, sondern den anderen Gegner, der alsbald zu sinken beginnt. Die Besatzung fierte eiligst die Boote zu Wasser. Die Dampfjacht schien sich völlig unklar zu sein, was los war. Sie blieb in der Nähe gestoppt liegen, ich drehe mein Boot schußgerecht auf sie zu, lasse den zweiten Bugtorpedo los und erziele auch hier einen Treffer am Heck. Eiligst flüchtet die Bemannung in die Boote des sinkenden Schiffes. In diesem Moment erscheint in einiger Entfernung, ziemlich plötzlich aus dem auf dem Wasser liegenden Dunst heraustretend, ein dritter Dampfer, den wir als Frachtdampfer ausmachen. Wir tauchen auf, fahren hin zu ihm, bringen ihn durch einen Schuß vor den Bug zum Stoppen, lassen uns die Papiere an Bord rudern und stellen fest, daß er eine schöne Ladung Bannware für Archangelsk an Bord hat. Es war ein englischer Frachtdampfer. Die

Besatzung bekam zwanzig Minuten Zeit zum Aussteigen. Sie ging in die Boote. Dann versenkten wir auch diesen Dampfer, diesmal durch Geschützfeuer. Das waren also drei Fliegen auf einen Schlag! Ein recht schöner Erfolg eines Morgens.

Die beiden Hilfskreuzer waren dem Versinken nahe, die Boote aller drei versenkten Fahrzeuge trieben auf dem Wasser und vereinigten sich. Gemeinsamer Kummer ist halber Kummer! Das Land, und zwar eine englische Küstenstation, war nur einige Seemeilen entfernt. Um den Booten zu helfen und auf sie aufmerksam zu machen, lasse ich jetzt rote Leuchtsterne feuern. Es dauerte auch nicht lange, so antwortete man an Land mit dem gleichen Signal. Ein kleiner Dampfer schob sich um eine Huk und steuerte auf den Ort der Tat zu. Als er aber das U-Boot erblickte, drehte er schnell um und floh nach Land zu. Im Interesse der in den Booten befindlichen Leute wollte ich ihm diesmal wirklich nichts tun. Aber wie sollte ich es ihm begreiflich machen? Ich feuerte also wieder rote Sterne. Er antwortete ebenso, kam aber nicht näher. Dasselbe Spiel wiederholte sich mehrfach. Schließlich nahm ich, um's zu enden, die Boote ins Schlepp und taute sie ein Stück nach Land zu Dann warf ich sie los und dampfte ostwärts davon. Da endlich faßte der kleine Dampfer Mut und ging an die Boote heran. Wir ‚Hunnen'

freuten uns dessen und suchten uns, befriedigt von unserem Tun, ein neues Feld unserer Tätigkeit, da wir wohl mit Recht annehmen konnten, daß die Gegenwirkung hier bald einsetzen würde.

Auf der Heimreise hatten wir keine weiteren Erlebnisse mit Dampfern oder Bewachungsfahrzeugen. Nur einem englischen Flieger, der mit seinem Wasserflugzeug Motorpanne gehabt hatte und den wir treibend ziemlich weit von der Küste fanden, halfen wir noch zum Leben, allerdings auch zur Gefangenschaft. Sein Flugzeug hätte nicht mehr lange geschwommen. Er trieb schon fünf Stunden auf der immer stärker brandenden See. Er schien mit seinem Schicksal sehr zufrieden zu sein, was ja auch nach Lage der Dinge begreiflich war."

Wir hatten noch allerlei Fragen zu stellen und hatten schließlich unseren Gast ordentlich ausgepumpt mit unserer Neugier. Wir fühlten, daß auch er gern einmal etwas anderes hören würde als das, was ihm das tägliche Brot war. So kam das Gespräch auf die an vorhergehenden Abenden von den einzelnen erzählten Erlebnisse zurück.

Der „Johannistrieb", von dem neulich zum Schluß die Rede gewesen war, spielte in der scherzenden Unterhaltung eine gewisse Rolle. Da meinte unser Gast, der sich das hatte erklären lassen, so etwas Ähnliches sei ihm einmal trotz seiner

Jugend und zu seiner Überraschung bei einer Dame passiert, und erbot sich, seinerseits durch Wiedergabe dieses kleinen Erlebnisses zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Wir nahmen mit Freuden an. Und so begann er:

„Ich war vor gar nicht zu langer Zeit auch da unten bei unseren Antipoden. Wir kamen mit unserem alten Kreuzer aus dem nördlichen Stillen Ozean, hatten Melbourne und Tasmanien angelaufen und lagen jetzt zu Reparaturzwecken in Wellington auf Neuseeland. Es war ganz nett dort, immerhin aber ereignete sich nichts Erwähnenswertes. Samoa war schon längere Zeit deutsch. Das mißgönnte man uns offensichtlich in Neuseeland, und auch die sonstige englisch-deutsche Handelsrivalität war dort unten schärfer ausgeprägt als in anderen Häfen. Ich hatte den Eindruck, daß wir Deutsche in bezug auf Wertschätzung gleich hinter den Japanern rangierten. Besonders liebevoll behandelte man uns jedenfalls nicht. Eines Tages erhielt unser Kommandant ein Telegramm vom deutschen Generalkonsul in Sydney, es lagere bei ihm ein sehr wichtiger Brief, der ihm durch besonderen Boten überbracht sei, und den er daher Bedenken habe, auf dem üblichen Postwege an uns zu schicken. Der Inhalt sei ihm natürlich unbekannt. Er stelle anheim, den Brief mit dem Schiff oder aber durch einen sicheren Boten abholen zu

lassen. Da war guter Rat teuer, im wahrsten Sinne des Wortes. Unsere bisher bekannten Reisepläne führten uns nicht nach Sydney. Andererseits wußte man ja nicht, ob der mysteriöse Brief nicht besonders Dringliches enthalte. Es wurde also Kriegsrat in der Kajüte gehalten. Ich versah an Bord nebenamtlich so etwas von den Adjutantengeschäften und schlug dem Kommandanten vor, daß ich mit Hilfe einer Dienstreise nach Sydney fahren sollte, um den Brief abzuholen. Zuerst schien das dem Kommandanten gar nicht. Aber schließlich überredete ich ihn doch, und er stimmte zu. Ich bat ihn also bescheiden um einen entsprechenden Koffer, da ich selbst über einen solchen nicht verfügte. Auch dazu gab er bereitwilligst und liebenswürdig seine Zustimmung.

Der Konsul an Land besorgte mir das Dampferbillett. Der nächste Dampfer war in zwei Tagen fällig. Mir kam diese Reise sehr zupasse. In Wellington wurde es etwas mopsig. Ich hatte gerade von zu Hause eine neue Garnitur Zivilzeug bekommen und fand, daß ich ganz gut damit aussah. Es fehlte nichts. Als ich den Dampfer bestieg, verbreiteten sich, woher, weiß ich wirklich nicht, die merkwürdigsten Gerüchte über meine werte Persönlichkeit und den Reisezweck. Daß ich deutscher Seeoffizier war, stand in der Passagierliste, ebenso, daß ich mich Graf zu nennen berechtigt

war. Diese ‚Colonials' haben für jeden Fremden ein lächerliches Interesse. Man munkelte, so erfuhr ich später, ich hätte ein Duell mit dem Kommandanten gehabt und reise als Gefangener auf Ehrenwort nach Hause. Ich war wirklich unschuldig an den Gerüchten, aber es war nun einmal so. Seitdem ich die englische Hetzpresse in diesem Kriege kennengelernt habe, ist mir auch diese Sache klarer geworden. Das Lügen gehört zu den täglichen Lebensgewohnheiten der Angelsachsen, und für ‚brutale Barbaren', bei denen Raufhändel zwischen den Offizieren alle naselang vorkommen, hat man uns lächerlicherweise wohl immer gehalten. Immerhin, mich umgab auf dieser Reise das umlaufende Gerücht für vier Tage mit dem Schleier des Geheimnisvollen. Nun reisten auf diesem Dampfer eine große Anzahl von jungen Damen mit, die sich Sydney ansehen wollten. Im übrigen bestand Herrenmangel. Für die mag ich in den sonst nicht gerade abwechslungsreichen Stunden der Seefahrt etwas an Interesse durch die Gerüchte gewonnen haben. Am Abend des zweiten Reisetages war zufällig der Geburtstag unseres Kaisers. Obwohl sonst auf diesem Touristendampfer zur Abendmahlzeit keine große Toilette — wie sonst in englischen Kreisen — gemacht wurde, zog ich mir meinen bei Herrmann Hoffmann in Berlin gebauten Frack an, bestellte

zum großen Erstaunen der abstinenzlerisch veranlagten Neuseeländer eine Flasche ‚Pommerschen' und begann sie auszutrinken, indem ich im stillen des Allerhöchsten Kriegsherrn gedachte. Bald frugen die Nachbarn, was los sei. Ich erklärte es ihnen, und dann lief diese Erläuterung wie ein Lauffeuer am ganzen Tisch herum. Einer meiner Tischnachbarn nahm die Einladung zu einem Glase Sekt an. Der alte englische Seebär von Kapitän, der den Vorsitz an der Tafel hatte, war höflich genug, mit drei Worten drei cheers auf den ‚German Emperor' auszubringen. In Zukunft wird das wohl für einige Zeit unterbleiben.

In der gehobenen Stimmung, in der man sich nach solcher Feierlichkeit befindet, knüpfte ich nach Tische mit den jungen Damen an und fühlte mich sehr bald Hahn im Korbe. Allen kann man nicht gleich gut sein. Also wählte ich mir für die nächsten Tage die aus, die mir am meisten zusagte und meinem Geschmack am meisten entsprach. Braune Augen, schwarze Haare als Hauptkennzeichen. Mit der wurde ich sehr nett bekannt. Wir verabredeten in Sydney ein Stelldichein: bei der Uhr an der Post zwischen George- und Queen-Street. Pünktlich innezuhalten! Ein verstohlener Händedruck im Dunkel der Nacht besiegelte das Versprechen. Es ist auch treulich gehalten worden. Die drei Tage, die ich in Sydney als ‚private gentleman' zur

Verfügung hatte, sind wir sehr oft und sehr nett zusammen gewesen. Kleine Touren nach der Küste im zweisitzigen Cab, der Kutscher hinter dem Verdeck, Dampferfahrten, Lagern an der See, wo die Wellen monoton an den Strand liefen, und ähnliches. Abends in der Loge in ‚His Majesty's Theater' gegenüber der Marble bar. Meine Sprachkenntnisse nahmen erfreulich zu. Ich redete schon wie ein Buch das Englische und habe in diesen Tagen mehr gelernt als auf der ganzen Marineschulzeit. Es gibt keinen besseren Lehrmeister als so eine kleine freundliche junge Dame. Nebenbei nahm mich die eigentliche Aufgabe, das Abholen des Briefes vom Generalkonsulat, in Anspruch. Zuerst machte ich dem hohen Herrn einen offiziellen Besuch, wobei verabredet wurde, daß ich den Brief sicherheitshalber erst in der letzten Stunde vor der Abreise aus seinem Tresor erhalten und dann, auf meinem Herzen verwahrt, an Bord nehmen solle. Dann lud er mich netterweise zum Essen und im Anschluß daran in seine Loge in die Oper ein. Ganz fürstlich und sehr schick. Der Mann war Junggeselle und wußte zu leben.

Die schönen Tage gingen rascher hin, als ich wünschte. Ich stieg wieder auf meinen Dampfer, den Brief hatte ich Tag und Nacht bei mir. Der Abschied von der kleinen Freundin, die in Sydney blieb, war beinahe schmerzlich. Drei Photos,

darunter eine in ganz großem Studioformat, trug ich als bleibende Erinnerung mit mir.

Auf der Rückreise war die Reisegesellschaft sehr viel uninteressanter und kleiner.

Nur eine Dame, so etwa Ende der Dreißiger, fesselte mangels anderer Objekte vorübergehend meine Aufmerksamkeit. Weniger deshalb, weil sie besondere körperliche Vorzüge aufzuweisen hatte. Sie war sicher einmal hübsch gewesen, aber früh verblüht. Das etwas welke Gesicht sah nach reichlichem Gebrauch von Puder und Schminke aus, unfein war sie aber auch in der Toilette nicht. Sie fegte immer so lebhaft auf dem ziemlich leeren Promenadendeck umher, sprach mit diesem und jenem und hatte etwas an sich, das mich neugierig machte. Ich brauchte auch gar nicht auf eine Gelegenheit zu warten, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie eröffnete von selbst nach Tisch, eine Zigarette rauchend, die Unterhaltung mit mir, und zwar in ziemlich gutem Deutsch. Wer ich war, hatte sie lange schon festgestellt. In sprudelndem Wortschwall erzählte sie zunächst, daß sie die Frau eines Deutschen aus Christchurch in Neuseeland sei. Ihr Mann sei dort Direktor einer technischen Anlage. Bald erfuhr ich denn auch, daß sie von Geburt Französin sei, in Deutschland lange als Gouvernante gelebt, dort den Mann kennengelernt und geheiratet habe und nun hier in der englischen

Kolonie wohne. Also sie war etwas ‚international' veranlagt. Soweit war die Geschichte ja nun nicht besonders interessant. Aber das änderte sich. Im Laufe der Zeit erkor sie mich mehr und mehr, und ohne daß ich etwas dazu tat, als Vertrauens- und Unterhaltungsobjekt. In der Annahme, daß wir uns einmal und nie wieder im Leben sehen würden, eröffnete sie mir Einblicke in ihre Vergangenheit, die von großer Ungeniertheit zeugten. Ihr französisches Temperament ging mit ihr glatt durch. Sie verstand es mit Meisterschaft, etwas heikle Situationen mit einer gewissen gallischen Grazie zu schildern. Ich hatte oft das Gefühl, das ‚Journal amusant' zu lesen, wenn sie redete. Es bereitete der alternden Frau offenbar eine Art Genuß, sich selbst vor mir seelisch etwas zu entkleiden und sich dabei zum Mittelpunkte mindestens recht interessanter Szenen zu machen. Sie machte dabei auch nicht halt vor ihrem Mädchenleben vor der Ehe, in dem natürlich ein aristokratischer deutscher Kavallerieleutnant eine bedeutsame Rolle spielte. Auch ihre Ansichten über das Eheleben an sich enthielt sie mir nicht vor. Mir war bei meiner Jugend so etwas noch nicht vorgekommen. Satt von der Erinnerung an die schönen, harmonischen Tage in Sydney, ließ ich mir die Unterhaltung gefallen, ohne auf die Dauer irgendwelchen Geschmack daran zu finden oder meinerseits ermunternd

einzugreifen. Die wenigen Reisetage waren ja auch bald zu Ende. Brennend gern hätte meine neue Bekanntschaft etwas über meine Erlebnisse in Sydney gehört. Aber ich zog es vor, mich auf ganz vage Andeutungen zu beschränken. In Summa hatte ich schließlich ein Gefühl in mir, das dem Geschmacke im Munde ähnelt, wenn man schalen, warmen Sekt trinkt.

Wir schieden in der Überzeugung, uns im Leben nie wieder zu begegnen.

An Bord zurückgekehrt, gab es zwei Überraschungen. Zunächst überreichte ich feierlich den dickgesiegelten Brief. Es kam ein Papier zum Vorschein, das uns anbefahl, ein Geheimbuch mit einigen Deckblättern zu versehen, die anbei folgten. Groß wäre der Schaden wahrlich nicht gewesen, wenn wir den Brief später bekommen hätten. Also Tableau! Ich aber hatte ja meine nette Reise hinter mir, und es rührte mich dieses Resultat nicht sehr. Das Briefporto war ja allerdings etwas teuer geworden. Die hohe Behörde in Berlin hat später, sanft tadelnd, angedeutet, daß es doch zweckmäßiger gewesen wäre, telegraphisch anzufragen, ‚ehe das Kaiserliche Kommando solche Dienstreise anordnete'. Tragisch hat das der Kommandant verständigerweise aber auch nicht genommen. Zum zweiten aber erfuhr ich, daß wir soeben telegraphisch den Befehl erhalten hätten, unmittelbar

nach beendeter Reparatur nach Christchurch zu gehen und dort einige Tage zu ankern. So stand also ein Wiedersehen mit meiner indiskreten Reisebekanntschaft unvermeidlich für mich in Aussicht. Etwas peinlich war mir das denn doch. Als wir hinkamen, ergab es sich, daß der Mann der Dame in der kleinen deutschen Kolonie eine durchaus geachtete Stellung einnahm und sogar der Präses des obligaten deutschen Klubs war. So kam es, daß der Kommandant sie bei der Begrüßungsfestlichkeit zu Tische führte. Ich hütete mich wohl, von meinen Reiseerlebnissen zu erzählen. Meine Bekannte zeigte sich auch durchaus würdevoll und ihrer Stellung gewachsen. Ihre unverkennbare französische Grazie und ihr Charme half ihr dabei gut. Nur als sie an Bord kam, ruhte sie nicht, bis ich ihr meine Kammer zeigte, wo allerlei kleine Andenken und Photos lagen und standen, die sie mit Neugier in Augenschein nahm. Unsere Gespräche fortzusetzen war glücklicherweise keine Gelegenheit. Wir gingen uns im übrigen beide, so gut es ging, aus dem Wege. Sie genierte sich sichtlich doch ein wenig."

Soweit war der Erzähler gekommen. Da stiegen Signalflaggen auf allen Schiffen auf. Wir kannten ihre Bedeutung auch ohne besondere Meldung darüber: „Sitzung der Kommandanten auf dem Flaggschiff", „Sofort klarmachen zur Kohlenübernahme".

Hoffnung zog wieder einmal in unsere Herzen. Es mußte ja wohl etwas in Aussicht stehen. Wir stiegen in die rasch klargemachten Boote. Unser Gast, der Unterseeboots-Kommandant, fuhr mit uns und später zu seinem Boot.

„Meine Geschichte ist ja auch zu Ende," sagte er im Boot. „Ich habe nur noch die Nutzanwendung zu ziehen. Man soll niemals glauben, daß man mit einer draußen in der Welt gemachten Bekanntschaft nie wieder zusammentrifft. Ein bißchen Reserve ist immer am Platze. Der Zufall ist unberechenbar. In Summa ist die Welt doch nur sehr klein."

Die Sitzung fand statt. Eine Unternehmung schloß sich an. Die Ratten verließen wieder einmal ihr Loch. Aber auch diesmal stießen wir in die Luft. Die „Grand Fleet" Englands hielt sich noch immer in sicherer Entfernung von unserer Küste. Wir hatten weiter zu warten!

Wie lange noch?

„Skagerrak" hat die Frage beantwortet.

„Das ist das Los des Schönen auf der Erde"

Die glorreichen Tage vom 31. Mai und 1. Juni 1916 lagen hinter uns. „Skagerrak" war geschlagen! Wir in der Marine fühlten uns als Sieger. Was wir alle, die wir zur Flotte oder zur deutschen Seemacht gehörten, empfanden, das hatte ein ungenannter Dichter in hübschen Versen in der „Kriegszeitung für das Marinekorps" ausgesprochen:

„Es läuten die Glocken, die Fahnen flattern,
Und jubelhell braust es von Mund zu Mund,
Und um den Erdball die Funken knattern
Und geben es allen Völkern kund:
Es haben die deutschen blauen Jungen
Den größten Prahlhans der Welt bezwungen.
Es schlug den englischen Hochmut zu Wrack
Die deutsche Flotte am Skagerrak.

Zwei Jahre fast Krieg, zwei Jahre lang Prahlen,
Nun durften wir endlich die Antwort zahlen
Vorm Skagerrak!
Das Wort, es leuchtet wie Glorienschein,
Grabt tief es in die Herzen hinein!
Ihr Blaujacken, Hurra! Aus eurer Tat
Erblüht uns im Frieden herrliche Saat.
Und starb auch von euch so mancher Held,
Der Zukunft habt ihr den Weg bestellt."

Der ganzen riesigen, im letzten Jahre durch eine stattliche Zahl von neuen Überdreadnoughts verstärkten englischen Flotte hatte die unsrige gegenübergestanden. Das seit einiger Zeit heiß erstrebte Ziel der ersteren, unsere Geschwader mit Hilfe ihrer Übermacht einzukreisen und aus größtmöglicher Entfernung, risikolos für sich selbst, durch das Fernfeuer der an Zahl und Kaliber überlegenen Artillerie zu vernichten, war ihr gründlichst mißlungen. Gute strategische Dispositionen, energische taktische Maßnahmen der deutschen Flottenführung, vorzügliche artilleristische Leistungen der Besatzungen unserer Schlachtschiffe und schneidige Angriffslust unserer Torpedobootsflottillen hatten die Absichten des Führers der englischen Flotte, Sir John Jellicoes, zuschanden gemacht.

Mit schweren Verlusten — so schwer, daß die gesprächige englische Presse zunächst die Sprache verloren hatte und dumpfes Erstaunen die englischen Gemüter erfüllte — war die englische Flotte abgezogen, unfähig, sich dem langsameren und halb so starken Gegner erneut zur Schlacht zu stellen. Unser Erfolg genügte, um auch späterhin die englische Flotte in ihre Häfen zu bannen. Dem englischen Löwengebiß war eine ganze Anzahl wertvoller Reißzähne ausgebrochen, neuntausend Mann — Verluste, wie sie kaum eine Seeschlacht der Geschichte kennt — waren mit den vernichteten

englischen Schiffen gesunken oder starben infolge ihrer Verletzungen. Auch wir hatten Verluste zu beklagen, aber in Anbetracht der Überlegenheit des Gegners waren sie absolut und relativ doch nur gering zu nennen. Und was das Wichtigste war: der Bann der Tatenlosigkeit der Schlachtschiffe der Hochseeflotte war gebrochen, die ganze deutsche Flotte hatte nun auch geschlagen und gesiegt, mit Blut bewiesen, daß auch sie bereit und fähig war, sich selbst und ihr ganzes Können erfolgreich einzusetzen in dem Riesenkampf gegen eine Welt von Feinden. Wie die ganze Stimmung in der Marine auflebte! Wie das Zutrauen zum eigenen Material, zur eigenen Fähigkeit, zu den Führern wuchs! Nun wußten wir, was Schiffe, Maschinen, Kanonen und Torpedos leisten konnten. Wir alle in der Marine jubelten den Führern zu, die uns Gelegenheit zu dieser ersehnten Betätigung gegeben hatten. Wir hatten nun den Beweis, daß die rastlose Arbeit im Frieden und im Kriege, die wir in unsere Leute, in uns selbst hineingesteckt hatten, nicht vergebens gewesen war.

Sir David Beatty, der englische Kreuzeradmiral — als der moderne Nelson in England gewertet und gepriesen —, hatte vor dem Kriege großspurig gesagt, in einer Schlacht müsse sich die englische Überlegenheit ohne weiteres zeigen, denn der Engländer sei Seemann aus Instinkt, der deutsche

nur durch Drill und Erziehung. Zähneknirschend hatten wir es gelesen und der Stunde gewartet wo wir den Gegenbeweis erbringen könnten. Unsere Flotte war ja noch so jung, die Gelegenheiten, seemännisch-kriegerisches Können zu zeigen, waren vor dem Kriege nicht zu häufig. Die seit Jahrhunderten an Sieg, wenn auch oft an leicht erkaufte und gegen unterlegene Gegner errungene Siege, gewöhnte englische Flotte hatte das Renommieren ja so leicht. Nun, nachdem „Skagerrak" geschlagen war, durften wir alle in der Marine den Kopf höher tragen, konnten jedem Kameraden von der Armee frei ins Auge sehen und denken: „Wir waren nun auch dabei." Wir hatten dies Wonnegefühl, geschlagen, gekämpft und gesiegt zu haben, in den letzten Wochen mit vollen Zügen genossen. Auch die aus England herüberkommenden Pressestimmen, die sich jetzt — nachträglich — bemühten, den ganzen deutschen Erfolg fortzulügen und in einen englischen Sieg umzudichten, konnten uns daran nicht hindern. Wir wußten, was erreicht war, und keine englische Presse konnte uns diese Überzeugung rauben. Nur die Wut und die Verachtung gegen den unehrlichen englischen Gegner stieg weiter. Aber auch darüber waren wir bald hinweg. Wir wußten ja nun aus dem ganzen Verlauf des Krieges, daß eine der englischen Hauptwaffen die

vergiftende Presselüge war. Höchstens bedauerten wir, daß die Neutralen diesem spezifisch englischen Gift so zugänglich zu sein schienen. Dem deutschen Michel ist der Engländer und Franzose in diesen Dingen eben über. Wir müssen nach dem Kriege entgegen unserer deutschen Wesensart noch besser das Lügen und Schönfärben lernen. Das war das Endergebnis unserer Betrachtungen.

Wir Kommandanten, die der Kriegsausbruch seinerzeit in einem der Verbände der Hochseeflotte zusammengeführt hatte, waren jetzt nicht mehr vollzählig in diesem Verbande vereinigt. Den einen hatte das Kriegsglück hierhin, den andern dorthin verschlagen. Auch im Kriege findet ja ein Aufrücken und ein Wechsel naturnotwendig statt. Ein glücklicher Zufall führte den größeren Teil von uns an einem schönen Julitage 1916 wieder einmal zusammen. Wir saßen bei strahlendem Sommersonnenschein als Gäste auf dem Achterdeck eines der braven Schiffe, das am 31. Mai nicht weit von der Spitze unserer Linie gestanden, gekämpft und den Gegner niedergerungen hatte. Die Wunden, die dieses Schiff im Kampfe erhalten hatte, waren schon wieder völlig beseitigt. Auch die Werften hatten ihre Kriegstüchtigkeit bewiesen. Sie waren nicht mehr die „Klempnerwerkstätten" wie in den Jahren, ehe der geniale Großmeister von Tirpitz auch hier die bessernde Hand anlegte.

Wir sprachen natürlich auch heute wieder von der Schlacht und dem Sieg. Manche von uns hatten sich lange nicht gesehen. Es gab so viele persönliche Momente zu berichten. Was der einzelne gedacht und gefühlt hatte, mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Salven der Achtunddreißig-Zentimeter-Granaten dicht vor uns oder neben dem Schiffe haushohe Wassersäulen aufwarfen, wenn unter der Wucht des Einschlagens von Treffern das eigene Schiff aus dem Wasser zu springen schien, wie es belebend bis zum Aufjauchzen wirkte, wenn drüben beim Gegner die Feuersäulen von den erhaltenen Treffern in die Luft hinauf flammten, wenn die stürzenden Masten und Schornsteine das Sinken des geschlagenen Feindes einleiteten.

Das rein Persönliche wirkte immer in der Erzählung am eindrucksvollsten. Hier und da wurde der eine fast weich, wenn er von seinen Leuten erzählte, wie ihn das Hurra ergriffen habe, das durch die Schallrohre matt und gedämpft wie aus einer unterirdischen Welt aus den Heizräumen und den Maschinen zu ihm drang, als dorthin der Befehl gegeben war, höchsten Dampf zu halten, weil „Ran an den Feind“ befohlen sei.

Wie die Leute an den Geschützen einander anfeuerten, wenn sie mit langem, kräftigem Stoß die Granaten ansetzten und dabei einander zuriefen: Diese Granate für Tsingtau, diese für den

Grafen Spee, diese für Baralong und diese für unsere Frauen und Kinder!

Lodernder Haß überall gegen das verruchte England, das diesen Krieg zusammengebraut hatte aus Handelsneid und Mißgunst, und das dabei unter heuchlerischen Worten von Menschlichkeit, Kultur und anderen schönen Dingen seine eigentlichen rein egoistischen Kriegsziele versteckte. Eine Saat war aufgegangen in diesen zwei Kriegsjahren, eine Saat des Hasses und der Kampfeswut bei unseren Seeleuten, die jetzt in der Skagerrak-Schlacht mit elementarer Wucht nach Betätigung gedrängt hatte. Und ein anderer erzählte, wie treu und ausdauernd die Leute unter Deck nach der Schlacht beim Leckdienst gearbeitet hätten. Schlaflos seit mehr denn sechsunddreißig Stunden, bis zur Brust im Wasser, unermüdlich und geschickt in der Abwehr des schlimmsten Feindes des Seemanns, des durch die Schußlöcher eindringenden Seewassers.

Gerade hier hatte die sorgsame Friedensausbildung reiche Früchte getragen. Heldentum kann sich in verschiedener Form ausdrücken. Die stille Pflichterfüllung im engen abgeschlossenen Raume des großen Schiffes, das Ausharren dort ist eine nicht minder große Tat als das Herausstürzen aus den Schützengräben, um zum Sturm auf die feindliche Linie vorzugehen!

Auch von den Torpedobooten sprachen wir, wie sie, geführt von Chefs, die den Befehl zum Angriff nicht erst abwarten wollten, mit „äußerster Kraft" in den Hagel der englischen Geschosse hineinstürmten und durch ihre schneidige Attacke nicht wenig zum Erfolg des Tages beigetragen hatten.

Da nahm einer von uns, der bisher immer nur als Zuhörer und nicht als Erzähler dabeigesessen hatte, das Wort und sagte: „Heute will i ch Ihnen einmal eine Geschichte erzählen. Ich stehe so unter dem noch frischen und nachwirkenden Eindruck eines persönlichen Erlebnisses, daß ich mir und meinen Gefühlen gerne einmal Luft mache, obwohl ich kein großer Geschichtenerzähler bin. Ich kam vor einiger Zeit aus der Gegend von Hannover und hatte dort einen der Helden, die als ‚Ritter von Eisen und Stahl' die Torpedoboots-Angriffe beim Skagerrak mit fuhren und mit führten, begraben helfen. Die Leiche wurde bei Skagen angetrieben und zu Hause bestattet. Die Dänen haben sich bei der Bergung und dem Heimtransport sehr würdig benommen. Die alte Mutter wünschte so sehr, den einzigen Sohn, den Letzten ihres Stammes, daheim beerdigt zu haben. Sie wissen, wen ich meine. Sie kennen mich alle als ziemlich nüchternen Menschen, aber hier gehen auch meine Gefühle mit mir durch. Es gibt Sonnenkinder unter uns Menschen, Baldurgestalten, die

überall, wo sie hinkommen, die Herzen der Mitmenschen gewinnen, die trübe Zeiten zu schönen Stunden der Erinnerung umzuformen wissen. Sie sind gebenedeiet vor den andern. So eine Natur war Hans Jürgen von Waldin, der jetzt in der bescheidenen kleinen Gruft seines Stammgutes in Frieden und Ehren ruht. Von ihm will ich Ihnen heute etwas erzählen. Er war reichlich zehn Jahre jünger als ich, wir kannten uns lange, entfernte verwandtschaftliche Beziehungen bestanden auch. Ich nannte ihn Vetter und er mich Onkel, um das Respektsverhältnis zu wahren. Am besten aber haben wir uns kennengelernt, als er vor rund sechs Jahren draußen bei mir an Bord war. Ich fuhr damals ein Kanonenboot der „Iltis"-Klasse. Auch später hat uns das Marineschicksal noch öfters zusammengebracht. Ich bin nicht indiskret, wenn ich hier in Umrissen dies Lebensschicksal erzähle. Ich weiß, daß es der stille Mann nicht mißbilligen würde. Die Namen der am meisten Beteiligten werde ich ein wenig verändern und auch den Ort der Ereignisse im Dunkeln lassen.

Also: Hans Jürgen war die Seele meines Schiffes, als wir damals zwei Jahre zusammen an Bord hausten. Eine prächtige, schlanke, echt deutsche Jünglingsgestalt; die feinen Gesichtszüge, die vornehmen Hände deuteten auf rassige

Abstammung. Der dunkelblonde Spitzbart, den er der Marinesitte entsprechend trug, ließ ihn vielleicht etwas älter erscheinen, als er mit seinen sechsundzwanzig Jahren war. Blau die Augen, rot die Wangen. Auf dem ganzen Gesicht, Hals und Händen jener dunkle Farbenton, den die Tropensonne und der Salzgehalt der Seeluft dem gesunden Menschen geben.

Dazu begabt und für die Zukunft für jede Stellung geeignet, ein kühner Segler und Reiter, ein Charakter wie lauteres Gold. Für seine Freunde setzte er sich ein mit allem, was er war und hatte. Nie mißgünstig, stets bereit, alles zum besten zu kehren. Die Leute vergötterten ihn. Er kannte die Lebensschicksale jedes seiner Untergebenen, sorgte für sie, die sie alle ein unbegrenztes Zutrauen zu ihm hatten, wie ein Vater. Dabei war er sehr stramm im Dienst, hatte zuweilen sogar einen etwas junkerhaften Ton an sich. Aber die Mannschaften witterten in ihm den echten Führer und gehorchten blindlings. Strafen kamen in seiner Division fast kaum vor. In der Offiziersmesse war er das belebende, ausgleichende Element, nahm alles — auch die zeitweilige Ödigkeit — von der besten Seite. Wir hatten in der Messe auch einen, der so eine Art von Krakeeler war, alles übelnahm und gerne den Beleidigten spielte. Solche Naturen stören die Harmonie des Bordlebens.

Aber Hans Jürgen wußte auch den meist bei der Stange zu halten.

Hans Jürgens Vater hatte jung geheiratet, war dann mit dem Pferde gestürzt und früh gestorben. Der Frau war neben dem Sohne nur ein ganz kleines, verschuldetes Gut geblieben, das, mit Hypotheken belastet, der Witwe nur ein bescheidenes Dasein ermöglichte. Dies Gut, den Rest eines früher stolzen Besitztums, zu erhalten, war Hans Jürgens Ziel, seitdem er als Junge die Lage begriffen hatte. Er sparte sich an der knappen Zulage ab, was nur möglich war. Er lebte, ohne irgendwie aufzufallen, wie ein Spartaner. Wo es notwendig war, machte er mit, sonst hielt er sich zurück und fand im Sport, in der Musik, im geselligen Verkehr die Anregungen, die andere mit größeren Geldausgaben nur unvollkommen erkaufen. Die Mutter zu Hause und das kleine väterliche Gut waren die Pole, zwischen denen sich die Achse seines privaten Lebens drehte. Darüber ging ihm nichts.

Wir hielten uns damals lange und oft in einem tropischen Hafen einer unserer Kolonien auf, wo große Phosphatlager aussichtsreiche, wirtschaftliche Zukunftsmöglichkeiten boten. Es wurde dort etwas vermessen und die unruhigen Eingeborenen in Schach gehalten. Die Verkehrsmöglichkeiten waren nicht sehr groß. Als wir zum erstenmal

dorthin kamen, wohnten dort an Europäern außer den Regierungsbeamten, Missionaren und Kaufleuten ein schwedischer Ingenieur mit seiner Familie. Ein gutunterrichteter Bergwerksfachmann, der in Deutschland studiert hatte, und den eine deutsche Firma dort für ihre Zwecke besoldete. Er hatte eine siebzehnjährige Tochter, Helga Halvorsen, in vielen Punkten ein Gegenstück zu Hans Jürgen von Waldin. Sie war kleiner, graziöser an Figur, als diese nordischen Mädchen sonst oft sind, damals eigentlich etwas zart, das blonde Haar trug sie gescheitelt, aus den Augen lachte ein frischer Sinn und Lebenslust, auf ihren Wangen lag ein Schmelz wie auf reifen Pfirsichen. Sie war der Liebling der Kolonie, jung, rein und taufrisch. Die ganze schwedische Familie sprach Deutsch.

Wir machten Helgas erste Bekanntschaft gelegentlich eines kleinen Schützenfestes, das einer der Herren, ein Junggeselle, an Land für uns arrangiert hatte. Es wurde mit der Büchse nach dem Adler geschossen. Als der Wettbewerb gerade zu Ende ging, erschien plötzlich Helga, die auch geladen war, mit ihrer kleinen Schwester und sollte auf allgemeinen Wunsch das Schiedsrichteramt übernehmen. Zwei Schützen, einer davon Hans Jürgen, beanspruchten den ersten Preis. Beider Kugeln saßen nicht weit voneinander in der Mitte der Adlerbrust. Die kleine Helga war zuerst etwas mädchenhaft verlegen, als

wir nach rascher Vorstellung durch den Wirt mit unseren Wünschen auf sie einstürmten. Hans Jürgen hielt sich bescheiden zurück. Er sah, so schien es mir, staunend dies liebliche Mädchenbild an, das, ganz in Weiß gekleidet, wie ein Gebild aus Himmelshöhen so unvermutet unter uns erschienen war. Es gibt sicher eine Liebe auf den ersten Blick. Hier wanderten wohl alsbald Sympathiestrahlen von Herz zu Herz. Helga entledigte sich dann ganz geschickt ihrer Aufgabe. Sie untersuchte mit den hübschen Fingern die Wundmale des zerschossenen Adlers und gab Hans Jürgen mit leichtem, wechselseitigem Erröten den ersten der kleinen Preise, weil seine Kugel dem Herzen des Adlers noch näher gesessen habe als die des Konkurrenten. So drückte sie dem Sieger einen schon vorbereiteten kleinen Kranz auf das dunkle Haar. Hans Jürgen hatte dazu kavaliermäßig vor ihr das Knie gebeugt. Als ich die beiden damals so nebeneinander sah, den knienden Jüngling und das hübsche Mädchen, ging es mir wie eine Ahnung durch den Kopf, daß sich hier etwas anbandeln könne, das viel Herzweh verursachen würde. Es war ja nur zu natürlich, daß sich die beiden jungen Menschen, die sich magnetisch gegenseitig angezogen fühlten, öfter sahen, trafen, sprachen. Die Gelegenheiten fanden sich von selbst auf dem engen Raume. Tennis und Reitpartien waren die beliebtesten

Unterhaltungsmittel. Hans Jürgen verstand das alles so reizend zu arrangieren.

Wenn er Helga mit ihrer Schwester zu einer Reitpartie aufgefordert hatte, dann schickte er oft den besten Matrosensteward der Offiziersmesse mit dem Dingi an dem Seestrande zwischen den Korallenriffen des Ufers entlang an einen vorher bezeichneten, landschaftlich schönen Punkt, und wenn er dann mit den Partieteilnehmern dorthin kam, fanden sie auf dem Rasen unter schattigen Bäumen einen hübschen kleinen Teetisch vorbereitet, Blumen auf der weißen Serviette, kleine Kuchen neben den Teetassen, so daß Helga und ihre Schwester, nach dem Ritt in der Tropensonne, ein dankbares und erstauntes ‚Ah!' hören ließen. Dann half er beiden vom Pferde, man lagerte sich und genoß körperlich und geistig, was Natur und gedeckter Tisch boten. An solchen Überraschungen war er unerschöpflich. Einmal hatten wir an Bord ein kleines Fest. Hans Jürgen war natürlich der Arrangeur. Er hatte das Achterdeck zur Palmenlaube umgestaltet, so ganz anders, viel origineller, stilvoller und feiner, als man es sonst bei den ‚Bällen an Bord' zu sehen gewöhnt war. In die Sonnensegelgardinen hatte er palmenzweigumrahmte Fenster eingeschnitten, gerade so, daß jedes der Fenster ein hübsches landschaftliches Bild zeigte. Ich freue mich noch heute des Anblickes,

wenn ich mir alles so recht vorstelle. Als dann alle Gäste beim Tee oder kühlenden Getränken versammelt waren, gab es eine neue Überraschung. Aus dem hintersten Niedergang, dem Kommandantenluk, an Deck steigend, erschien plötzlich Hans Jürgen. Er hatte sich mit den einfachsten Mitteln eine Art Phantasiekostüm als fahrender Sänger zurechtgemacht, kurze weiße Kniehosen, lange schwarze Strümpfe und Halbschuhe; einen farbigen indischen Schal malerisch zur Schärpe um die Hüften geschlungen. Über dem weißen Hemd eine bunte, kurze Malaienjacke, die er irgendwo erstanden hatte, auf dem Kopf eine ebenso seltsame Kappe, die mit Bändern geschmückte Gitarre in der Hand. So sprang er mitten unter die Gesellschaft und schlug die Saiten an:

‚Bin ein fahrender Sänger,
Ein lust'ger Gesell,‘

sang er mit klangvoller, klarer, anspruchsloser Tenorstimme. So gab er uns und unseren Gästen eine ganze Reihe von Volksliedern und Balladen zum besten, Anregungen nachgebend, dazwischen plaudernd, ungezwungen und frei in jeder Bewegung. Helga, die ein hübsches Kleid aus chinesischer Handstickerei mit blauer Schärpe trug und besonders gut aussah, folgte ihm und dem Gesang mit weitgeöffneten Augen. Er selbst hatte sie bis

dahin scheinbar nicht besonders beachtet. Jetzt trat er, eine Pause machend, an die Gruppe heran, bei der Helga stand. Sie nippte gerade an einem Sektkelche und stellte das Glas wieder auf den Tisch. Es bildeten sich einzelne Gruppen, man ging zur allgemeinen Unterhaltung über. Hans Jürgen warf sich, wie wenn er müde sei, in einen der dort stehenden Korbsessel, griff wie selbstverständlich, und ohne daß es auffiel, nach dem Glase, aus dem Helga soeben getrunken hatte, hob es, drehte es etwas, setzte es mit der Stelle, die Helgas Lippen eben berührt hatten, an die seinigen und trank es mit einem Zuge leer. Etwas von Hochspannung lag über seinem Gesicht und seinen Bewegungen, der Gesang hatte wie elektrisierend auf ihn gewirkt. Und sich jetzt Helga ganz zuwendend und offenbar nur für sie singend, sang er, auf der Gitarre begleitend, zuerst leise und dann etwas lauter:

‚Ich trinke dich, duftiger Morgentau,
Die Rose, sie ist mein Becher,
Hinunter die Blumen der blumigen Au,
O, ich glücklicher, seliger Zecher
Auf dein Wohl, du Dirne mit blondem Haar
Und bläulich schimmerndem Augenpaar,
Auf dein Wohl,
Auf dein Wohl!‘

Fest, metallisch hart lag der Ton bei der letzten Zeile auf dem ‚Dein'. Ich stand nicht weit von der kleinen Gruppe und hatte die ganze Szene beobachtet. Ich fühlte, daß ich jetzt etwas bremsen müsse. Helga hatte die Augen gesenkt, ihre Sinne tranken durstig die etwas laute Ovation, die ihr so unvermittelt dargebracht war. Eine liebliche Verlegenheit kam über sie, sie wechselte die Farbe und schwieg. Als sich der Beifall nach dem temperamentvollen Vortrage gelegt hatte, trat ich hinzu und sagte: ‚Waldin, Sie sind ja auch ein großer Schauspieler, das wußte ich noch gar nicht, aber man soll seine Partnerin doch erst fragen, ob sie mitspielen will. Jetzt lassen Sie uns noch einmal etwas anderes hören, und dann wollen wir einen kleinen Schlußwalzer tanzen.' Hans Jürgen schwieg zuerst. Sein feines Gefühl sagte ihm, daß er etwas weit gegangen sei. ‚Ja,' sagte er dann, ‚mir kam dies alte Lied gerade in den Sinn. Ich habe es früher einmal zu Hause in einer kleinen Aufführung gesungen. Ich folge gern plötzlichen Eingebungen.'

Die anderen Gäste baten ihn jetzt um ein weiteres Lied. Da stand er auf, trat zurück und sang, mehr rezitierend als singend, in der Art, wie Wüllner seine Balladen vorträgt, nach selbst zurechtgelegter Melodie das trutzige Lied, mit dem Heinrich von Ofterdingen im Wolffschen ‚Tann-

häuser' Wolfram von Eschenbach gegenüber die irdische Liebe preist:

,Schaffet die Minne mir sehnende Not,
Schafft sie auch schwelgende Wonnen,
Locket und blicket so freudenrot,
Von der Erwartung umsponnen.
Süß wie im Taue
Blumiger Aue
Mit der Geliebten verträumen die Zeit,
Das ist mir Sälde und Seligkeit.

Alle Geheimnisse werden mir kund,
Was sich die Herzen erzählen,
Wenn sie zum wonneberauschenden Bund
Sich in Gefühlen vermählen.
Offen erschließet,
Flammen ergießet
Seele in Seele sich, fesselbefreit,
Nur in der Liebe Zweieinigkeit.

O Frauenliebe — Feuersglut!
O Frauenschönheit — Rosenblut!
Ihr habt den Mut
Mir himmelhoch getragen.
Ich will in meines Herzens Drang
Mit Schwertesschwang und Harfenklang
In jedem Gang
Für euch mein Leben wagen.
Doch eh' will ich mein Saitenspiel
Nicht in den Winkel lehnen,

Und strandet hie mein stolzer Kiel,
Zerbricht der Sturm mir Mast und Stiel,
War doch mein Ziel
Der Minne Sang und Sehnen!'

Ich glaube wohl, daß er so die vorherige Huldigung an eine einzelne durch den Lobgesang auf das ganze weibliche Geschlecht abmildern wollte. Tannhäuser gleich wollte er erscheinen, obwohl ihm diese Rolle eigentlich gar nicht lag und ihn hier sicher nur die eine interessierte. Ob ihm dies hinsichtlich Helgas gelungen war, ob sie diese seine Absicht überhaupt verstand, weiß ich nicht recht. Sie blieb still und versonnen bis zum Schluß des harmonisch verlaufenden Festes. Hans Jürgen hielt sich ziemlich von ihr fern.

Am Abend dieses Tages stieg ich noch an Deck, um die kühle Abendluft auf einem Spaziergang auf den Planken des Achterdecks zu genießen. Die Sichel des fast vollen Mondes stand am Himmel. Auf Deck stand zum Teil noch die hübsche Dekoration des heutigen Festes. Nur Geschirr, Tische und der größte Teil der Stühle waren entfernt. Ich entdeckte Hans Jürgen, der, an das Schutzschild einer Kanone gelehnt, die kleine englische Pfeife im Munde, in den Abendhimmel starrte. Er hatte mich zunächst nicht bemerkt. Wenn wir uns allein trafen und sprachen, gaben wir uns das verwandtschaftliche ‚Du'.

‚Hans Jürgen,‘ sagte ich, ‚heute warst du ein bißchen unvorsichtig. Man muß nicht nur an sich selbst denken. Kleine Mädchen sind sehr empfänglich für Gefühlsäußerungen gut aussehender junger Männer, noch dazu, wenn sie Tenor singen. Aber man will ihnen doch nicht gerne Herzenskummer bereiten.‘

‚Ja, Onkel Ernst,‘ erwiderte Hans Jürgen schlicht und einfach, ‚du hast ganz recht, aber es ging mit mir durch heute nachmittag. Die kleine Helga hat es mir angetan.‘

‚Aber, Hans Jürgen,‘ erwiderte ich nun, ‚du bist jetzt sechsundzwanzig Jahre, hast noch lange Zeit vor dir bis zum heiratsfähigen Kapitänleutnant. Die kleine Helga ist doch zu schade für eine Gelegenheitsliebelei, und mit dem Heiraten ist es nun doch einmal nichts. Ihr habt beide nichts, du aber willst doch später einmal deine Klitsche aufmuntern und brauchst dazu eine Frau, die wenigstens etwas mitbringt. Bei der Marine kann man keine ‚Fortüne‘ machen. Das weißt du so gut wie ich. Der kluge Mann baut vor. Daß du dem kleinen Ding gefällst, ist ja nur natürlich. Also: setze ihr keine Motten in den Kopf. Sie ist, wie gesagt, zu schade dazu.‘

‚Ich danke dir, Onkel Ernst, das hab' ich mir gerade auch überlegt. Wir gehen ja nun auch bald fort von hier, und ich will und werde einen

anständigen Schluß machen; darauf kannst du dich verlassen.‘

So antwortete Hans Jürgen, verabschiedete sich mit einem Handschlag und ging unter Deck. Ich aber, zunächst zwar beruhigt, dachte doch im stillen, ob es nicht schon ein bißchen zu spät dafür sei. Pflanzen und Früchte, Liebe und Leiden wachsen so schnell in den Tropen!

Die vierzehn Tage, die wir noch in diesem Hafen blieben, hielt sich Hans Jürgen viel an Bord oder beim Fischfang. Fragen wollte ich nicht weiter, wozu an solche Wunden rühren? Daß er sein Versprechen halten würde, war mir bei seiner Charakterveranlagung selbstverständlich.

Etwa sechs Monate später fuhren wir zusammen auf dem Postdampfer nach Hause. Unsere schöne Auslandszeit war zu Ende.

Da eröffnete mir Hans Jürgen eines schönen Abends, als wir nach dem Abendessen mit der Zigarre in der Hand an der Reling standen und ins Wasser starrten, von selbst sein Herz und erzählte mir, wie der kurze Traum mit Helga geendet hatte.

‚Sieh mal, Onkel Ernst,‘ sagte er, ‚ganz ohne Abschied konnte ich nicht von ihr gehen. Dazu hatten wir uns zu lieb gewonnen. So sann ich immer, wie ich es wohl machen könne, ihr das alles zu sagen, ohne ihr weh zu tun. Einige Tage nach

dem Bordfest holte ich sie zu einer Reitpartie ab. Die kleine Schwester, die uns sonst immer begleitete, kam zufällig nicht mit. Wir ritten nach einem unserer Lieblingspunkte. Dort, weißt du, wo das Ufer ganz steil zum Strande und zum Riff abfällt und die Ansteuerungsbake steht. Da oben liegt ein großer, seltsamer Felsblock, an dessen Fuß eine Art Naturbank sich herausgebildet hat. Tropischer Wald im Hintergrund, vor einem die blaue See und das mit weißem Schaum umbrandete Riff. Da hatten wir schon öfter gerastet. Unterwegs hatten wir ganz banale Dinge geredet. So ein bißchen beklommen war uns beiden zumute. Ich half Helga vom Pferde, wir ließen den Braunen und den Schimmel grasen und setzten uns auf die Bank. Dann begann ich: ‚Es gibt so hübsche deutsche Märchen, Fräulein Helga, kennen Sie sie wohl?‘ ‚Ja,‘ sagte sie, ‚auch wunderhübsche schwedische Märchen gibt es, die sind mir fast noch lieber.‘ ‚Darf ich Ihnen mal ein hübsches deutsches Märchen erzählen, Fräulein Helga?‘ ‚Ach, sehr gerne.‘

Und so erzählte ich: ‚Es war einmal eine ganz feine, junge Prinzessin, die war so hübsch und niedlich, daß die Vögel lauter sangen, wenn sie durch den Wald ging, und die Blumen schöner blühten, wenn sie vorbeikam, nur um ihr Freude zu machen. Die ging nun eines schönen Frühlingstages in den Wald, der um das kleine Schloß ihres

Vaters lag. Sie trug ein ganz weißes, duftiges Kleid, ein Veilchensträußchen an der jungen Brust. Um den Hals hatte sie eine kleine goldene Kette mit einem Medaillon. Viel Schmuck besaß sie nicht, denn das Reich ihres Vaters war nur sehr klein. Da traf sie im Walde einen jungen Mann, wie ein Jäger gekleidet, die Laute auf dem Rücken, den Jagdspieß in der Hand. Der frug sie nach dem Wege, und so kamen sie ins Gespräch. Und da die Drosseln so schön sangen und die Lerchen jubilierten, bat die Prinzessin den Jäger, der ihr so gut gefiel, doch auch einmal zu singen. Sie wolle gern wissen, ob er es besser könne als die Finken, Amseln und anderen Waldvögel. Da nahm der junge Jäger seine Laute vom Rücken, stieß den Speer in den Boden, beide setzten sich auf das grüne Moos, und er sang ihr ein Lied von Liebe und Leid, von Sehnen und Hoffen und vom Abschied auf Nimmerwiedersehen, der nun bald kommen müsse. Da wurde die kleine Prinzessin ganz traurig, und doch hätte sie gerne noch recht lange zugehört, denn sie fühlte, daß sie dem jungen Jäger gut gefiele, und selbst den Schmerz, den ihr der Abschied bereiten würde, wollte sie um nichts in der Welt missen. Als sie sich dann das nächstemal wieder trafen, war auch der junge Jäger traurig und sagte, nun müsse er wirklich Abschied nehmen. Er müsse hinaus in die weite Welt. Oben auf der

kleinen verfallenen Burg, wo die Mutter wohne, ginge es nur dürftig zu. Er müsse wirken und schaffen, um der Mutter einen schönen Lebensabend zu bereiten, und um so viel zu erwerben, daß er später selber auf der Burg seiner Väter in Ehren leben könne. Da weinte die kleine Prinzessin und war sehr traurig. Sie hatte es sich so schön gedacht, wenn sie immer einander nahebleiben könnten, und konnte gar nicht begreifen, warum er nun fort müsse. Aber, wenn er es sagte, mußte es ja wohl so sein. Und so nahm sie das kleine Kettchen, das sie um den Hals trug, legte in das Medaillon eines der Veilchen, das mit vielen anderen ihr Kleid schmückte, gab es ihm und sagte, das solle er immer tragen als Talisman und dabei ihrer als Schwester gedenken da draußen in der weiten, bösen Welt. Da küßte der junge Jäger die kleine Prinzessin einmal zart und fein auf den blassen Mund, sie reichten sich beide Hände, sahen sich noch einmal lange Auge in Auge, und dann schieden sie voneinander. Zuerst war die Prinzessin noch sehr traurig und weinte, wenn sie in ihrem Bettchen lag. Eines Tages kam aber ein junger Prinz auf das Schloß ihrer Eltern, und dann wurde die kleine Prinzessin bald eine schöne Königin; den jungen Jäger aber hat sie nie wieder gesehen. Aber ein bißchen hat sie immer an ihn gedacht, auch noch als sie Königin war.

So endete dies Märchen und, wenn sie beide nicht gestorben sind, leben sie heute noch.'

‚Helga hatte,' so fuhr Hans Jürgen fort, ‚während ich erzählte, stumm dicht neben mir gesessen, den Kopf vornübergebeugt, die Hände in den Schoß gelegt, die Augen gesenkt. Sie stand nun auf und sagte leise und mit stockender Stimme: ‚Ach, dies Märchen gefällt mir nicht sehr, meine schwedischen finde ich schöner. Die Prinzessinnen, die ich kenne, sind nicht so vergeßlich. Aber die Sonne sinkt, es ist Zeit nach Hause zu reiten.'

Ich holte die Pferde. Sie führte sich das ihrige an die Bank, wo wir gesessen hatten. Von dort stieg sie in den Sattel, meine Hilfe lehnte sie energisch ab. Schweigend ritten wir durch die Plantagen nach Hause. Aber das war noch nicht das Ende, so gern ich es gewollt hätte. Du entsinnst dich, Onkel Ernst, daß der Regierungsvertreter uns damals noch einen Abschiedstee gab, zu dem er auch Halvorsens geladen hatte.

Dort trafen wir uns das letztemal, Abschiedsgedanken im Herzen. Einmal mußten wir uns noch aussprechen. Es zog uns mit unwiderstehlicher Kraft zueinander und gärte und wühlte in uns beiden. Das arme junge Ding tat mir so leid, und ich litt selber. Nach außen ließ ich es freilich nicht merken.

Der Abend war eingebrochen, das Fest ging zu

Ende. Ich brachte Halvorsens nach Hause und ging mit Helga, mit der vertraut zu sprechen ich noch keine Gelegenheit gehabt hatte, hinter den Eltern her. Wir blieben bald etwas zurück. Du kennst den wundervollen Weg nach ihrem Hause an der Küste entlang. Über uns wehten die Palmenwedel im Abendwinde, der Mond beleuchtete hell den Fußpfad. Wir gingen nebeneinander, ich hatte Helgas Hand erfaßt und erzählte ihr, daß ich nur meinen Säbel, meine Mutter und unser kleines verschuldetes Gut besäße, wie lieb sie mir sei, und wie schwer mir der Abschied werde. Sie schwieg, aber aus ihren Augen fielen langsam schwere, große Tropfen. Dann stand sie plötzlich still, die Hände ließ sie schlaff herunterhängen und sagte ganz einfach und ohne alle Umschweife, aber doch mit einem Unterton von Festigkeit, Energie und Frauenwürde: ‚Hans Jürgen, ich habe Sie sehr lieb, und ich denke, ich werde nie einen andern Mann so lieb haben. Darin bin ich anders als Ihre Prinzessin. Aber ich will mich bemühen, an Sie wie an einen Bruder zu denken. Ich will Ihnen aber auch gern ein Andenken an mich geben, damit Sie wissen, daß Sie mir lieb und wert sind.‘ Dann nahm sie eine kleine, goldene Kette, die sie als Armband trug, und gab sie mir in die Hand. Ich fand im daran befestigten Anhänger später eine Strähne ihres goldblonden Haares. ‚Werden

Sie glücklich, so glücklich, wie Sie es verdienen, und vergessen Sie dann nicht ganz das kleine Schwedenmädchen auf der Tropeninsel.‘

„Ich weiß nicht, Onkel Ernst, ob du jemals Ähnliches erlebt hast. Leicht ist solch ein Abschied aber nicht.

Helga stand vor mir, ein Bild süßer, fraulicher Hilflosigkeit. Da beugte ich mich zu ihr, sie hob ihr liebes blasses Gesicht mit den todernsten, weitgeöffneten Augen zu mir, und dann küßte ich sie einmal leise auf den Mund, nahm ihre beiden Hände, bedeckte sie mit Küssen und flüsterte ihr zu: ‚Helga, daß ich dich sehr lieb habe und nie vergessen werde, weißt du. Daß ich scheiden muß, macht mir viel Schmerzen. Ich wollte, es könnte anders sein. Gott segne dich, ich danke dir für die Stunden des Sonnenscheins, die du mir gebracht hast, und besonders für diesen Abschied.‘

Die Eltern riefen in der Ferne nach uns. Wir gingen, das Haus war nicht mehr weit. Neuer förmlicher Abschied von ihr und den Eltern, die wohl fühlten, wie es uns beiden zumute war. Dann ging ich allein zurück. Und als ich durch den schweigenden Tropenwald schritt, Onkel Ernst, da habe ich einmal, das einzigste Mal in meinem Leben, so schwer mir das Herz auch war, laut aufgejauchzt und in die stille Nacht hinein gejubelt in dem Gedanken an die Süße dieses Mundes, den ich eben geküßt hatte.‘

Hans Jürgen hat dann von zu Hause Helga noch einen Brief geschrieben und ihr ein Erinnerungsstück geschickt, so erzählte er mir später, ein Armband von feiner, alter, zierlicher Arbeit. Er erbat es sich von seiner Mutter, der er die Geschichte genau erzählt hatte. Das war also rund vor knapp sechs Jahren.

Juli 1914, als wir mit der Flotte die Auslandsreise machten, die dann so jäh abgebrochen wurde, als die Kriegsgefahr wegen des serbischen Ultimatums auftauchte, ankerten wir, wie Sie alle wissen, einige Tage vor Aalbäck bei Skagen. Hans Jürgen war damals gerade für einen ausgefallenen Vorgesetzten — zunächst vertretungsweise — zum Chef einer Torpedoboots-Halbflottille aufgerückt. Am Sonntag Nachmittag holte ich ihn zu einem Landbummel von seinem Führerboot ab. Wir gingen den Weg von dem hübschen, reinlichen Fischerdorf beim alten Leuchtturm vorbei nach dem Strandhotel, das, so schön an der Scheide der Nord- und Ostsee gelegen, jetzt in der Hochsaison voll fröhlicher, sonnenverbrannter Badegäste war.

Unterwegs überholte uns einer der Stellwagen, die dort zwischen der Eisenbahnstation und dem Hotel den Verkehr vermitteln. Er war voll von Damen. Wir sahen auf und erkannten beide gleichzeitig auf den Sitzen Helga Halverson und ihre

Schwester, die jetzt auch zur Jungfrau herangewachsen war. Auch die Mädchen hatten uns erkannt, obwohl wir im Bummelzivil waren. Wir grüßten alle gegenseitig. Nach einigen Schritten hielt der Wagen, der uns schon passiert hatte, Helga und ihre Schwester stiegen aus und warteten auf uns. Wir waren alle ein bißchen verdaddert bei diesem Wiedersehen, das muß ich schon sagen, schüttelten uns zuerst wortlos die Hände, aber bald kam die Unterhaltung in Fluß. Helga war noch schöner geworden. Das hellblaue Waschkleid stand ihr vorzüglich, dito der große Panamahut, den sie mit einem losen Autoschleier auf dem Kopfe festhielt. Die Figur hatte sich prächtig entwickelt, das Blau ihrer Augen leuchtete und bildete einen köstlichen Kontrast zu dem gewellten, goldig blonden Haar.

Ich sah, mit welchem Wohlgefallen Hans Jürgens Blicke an ihr hingen und sie förmlich streichelten. Sie erzählte, daß ihr Vater jetzt Direktor eines großen schwedischen Erzwerkes sei, und daß sie mit der Mutter zur Sommerfrische, wie auch früher häufig, im Aalbäcker Strandhotel weilten.

Wir begrüßten, nachdem wir gemeinsam dorthin gewandelt waren, die Mutter, die etwas sorgenvoll dreinsah und neuen Herzenskummer für ihre geliebte Helga zu befürchten schien. Mir ging es nicht viel anders, und im Grunde hätte ich dies

Wiedersehen lieber vermieden gesehen. Wozu alte, kaum vernarbte Wunden wieder aufreißen?

Aber es war nun einmal so. Eine Fügung des Schicksals, der auszuweichen unmöglich war. Wir brachten den Nachmittag und Abend gemeinsam am Strande und beim Essen hin. Daß Hans Jürgen und Helga gelegentlich allein miteinander sprachen, ließ sich nicht vermeiden. Auf dem Heimwege zum wartenden Boot war Hans Jürgen schweigsam, wie selten; auch ich fand keine rechten Worte. Ziemlich still und gedrückt kamen wir an unser Boot und fuhren an Bord.

Dann kam der Krieg. Hans Jürgen führte weiter seine Halbflottille. Überall, wo etwas los war, war er dabei, vor Hartlepool, am 24. Januar 1915, bei dem Kreuzergefecht auf der Doggerbank, vor Riga. Stolz trug er schon lange sein Eisernes Kreuz erster und zweiter Klasse.

Ende April 1916 kam er einmal zu mir an Bord. Er hatte lange auf Vorposten gelegen und war dann im Anschluß daran während einer großen Kesselreinigung seiner Boote vierzehn Tage zu Hause bei seiner Mutter auf Urlaub gewesen.

Wir aßen zusammen. Er hatte offenbar etwas auf der Seele. Da ermunterte ich ihn zum Erzählen, und das tat er denn auch. ‚Onkel Ernst,‘ sagte er, ‚mir ist in diesem Kriege doch klar geworden, daß ich von der Helga nicht lassen kann. In den

vielen einsamen Stunden, die ich auf meinem Boot zugebracht habe, habe ich mir alles sorgfältig überlegt. Helga und ich passen zusammen wie selten zwei Menschen. Wozu die Quälerei? In nicht zu ferner Zeit werde ich Stabsoffizier werden. Ich denke, so mit Kriegsende. Dann fahre ich nach Schweden und hole mir meine Prinzessin. Es wäre eine Sünde gegen den Geist der Liebe, wenn ich anders handelte. Damals in Skagen habe ich gemerkt, daß die Liebe stärker ist als der kühle, abwägende Verstand. Der alte Halvorsen scheint mir jetzt auch in leidlicher Assiette zu sitzen. Leben können Helga und ich, vielleicht ziehe ich auch den Rock aus und bewirtschafte selbst die kleine Klitsche, so schwer mir das auch würde. Aber ich meine, in dieser großen, ernsten Zeit sollten auch ängstliche Bedenken rein materieller Art zurückgestellt werden. Es wird so viel von den sittlich erhebenden Momenten des Krieges gesprochen. Ich denke, hier liegt für mich ein solches vor. Wie oft bin ich jetzt dicht am Tode vorbeigekommen. Neulich erst, wo hinter meinem Heck die Mine hochging und dem Hintermann den Bug und die Kommandobrücke zerschmetterte. Mein Mütterchen, dem ich alles das auf meinem letzten Urlaub vortrug, war ganz meiner Meinung. ‚Wenn's nur erst so weit wäre und ich euch beide hier hätte,' sagte sie, wohl hauptsächlich in dem Gefühl, mich dann außer

aller Gefahr zu wissen. ‚Also, Onkel Ernst,‘ fügte er freudig entschlossen hinzu, ‚nach dem Siege und Kriegsende wird Hochzeit gemacht und du mußt dabei sein.‘ Dabei lag ein solcher Schimmer des Glückes über Hans Jürgens feinem, gutem Gesicht, daß ich um alles in der Welt nicht den Mut gefunden hätte, ihm mit kalten Worten und finanziellen Bedenken abzureden.

‚Ich habe das Helga schon geschrieben, wenigstens angedeutet,‘ sagte Hans Jürgen dann, ‚und was sie mir wiederschrieb, hat mich sehr glücklich und stolz gemacht.‘ Dann tranken wir auf das Wohl von Helga und verabschiedeten uns.

Ich sah Hans Jürgen zum letztenmal am Morgen des 31. Mai 1916. Seine Halbflottille dampfte da bei uns vorüber; sie hatte Befehl, beschleunigt zum Kreuzer-Flaggschiff zu gehen. Hans Jürgen schickte mir durch Winkflaggenspruch einen Gruß herüber. Ich sah mit dem Glase, wie er in seinem Torpedobootspäckchen vorne auf der Brücke stand, die Mütze schwenkte und zu uns herübersah. Die helle See spritzte über die Brücke des mit äußerster Kraft aufdampfenden Bootes. Ein stolzer Anblick, diese neuesten und besten Boote unserer Flotte! Stolz wehte sein Halbflottillenstander im Winde; daran, daß ich ihn jetzt zum letztenmal lebend sah, dachte ich nicht.

Dann kam die Schlacht. Als wir in die Häfen

zurückkamen, zog ich sogleich Erkundigungen über Hans Jürgens Schicksal ein. Die Nachrichten lauteten nicht gut. Sein Boot war zwar im Hafen, er selbst aber wurde vermißt.

Ich ging selbst an Bord und erfuhr die näheren Umstände. Der älteste Wachtoffizier hatte das schwer beschädigte Boot nach heißem Kampf gegen den Feind und die Elemente in den Hafen gebracht. Ein Meisterstück deutscher Seemannschaft, noch dazu bei einem so jungen Offizier. Von ihm ließ ich mir berichten: Als die beiden Gros am Abend des 31. Mai in enge Gefechtsberührung miteinander gekommen waren, hatte der Flottenchef bekanntlich unsern schon vorher so glänzend erprobten Schlachtkreuzern den Befehl ,Ran an den Feind!' gegeben. Bei den Kreuzern stand auch die Halbflottille von Hans Jürgen. Da hatte er nicht erst gewartet, bis der blutrote Signalstander, der Befehl zum Durchbruch und Angriff, über der Reling seines Führerschiffes erschien. Sobald ihm der Funkspruch gemeldet war, hatte er die Mütze geschwenkt, drei Hurras ausgebracht und sofort den Befehl für ,äußerste Kraft', ,die Lanzierrohre nach Steuerbord' gegeben. Vorwärts auf das Mündungsfeuer der feindlichen Linie ging es; im Dunste des Abendnebels und des Pulverdampfes war von den Schiffen des Gegners kaum etwas zu sehen. Nur die turmhohen Wassersäulen der Kurzschüsse, mit

denen die feindlichen Linienschiffe den Vorstoß empfingen, zeigte, daß der Gegner zur Abwehr bereit war. Die Seiten der anstürmenden Torpedoboote zitterten unter dem Druck der rasend arbeitenden Turbinen; ruhig, die Befehle erwartend, stand die ganze Besatzung auf den Gefechtsstationen, jeder an seinem Platze. Hans Jürgen stand auf der Steuerbord-Nock seiner Kommandobrücke, neben ihm der Kommandant. Dicht neben dem Rudergasten, der ungerührt von dem großen Erleben des Augenblicks mit pflichttreuer Ruhe das Boot steuerte, der Wachtoffizier. Hans Jürgen hatte gerade das Kommando zum Aufdrehen zum Torpedoschuß gegeben, da schlug an Steuerbord dicht vor dem Boot eine große Granate ein, die Sprengstücke rissen fast die ganze rechte Hälfte der Kommandobrücke über Bord. Mit den Trümmern auch Hans Jürgen und den Kommandanten. Den Rudersmann warf der Luftdruck auf die andere Ecke der Brücke. Steuerlos raste das Boot zunächst weiter, die Torpedoschüsse fielen, der Wachtoffizier nahm entschlossen selbst das Ruder, bis Ersatz da war. Die Halbflottille lief dann aus dem Gefecht, eines der Boote sank. Im Ablaufen sahen die tapferen Kämpfer eine hohe Wassersäule bei einem der feindlichen Schiffe sich aufbäumen. Später erfuhren sie, daß die ‚Marlborough' schwer getroffen war.

Hans Jürgens Schicksal und Ende zu beobachten,

war keine Zeit. Der eine Unteroffizier des Bootes, der am achtersten Lancierrohr stand, wollte ihn noch gesehen haben, wie er im Wasser mit der einen Hand nach der Stenge des Mastes griff, den die Granate zugleich mit ihm über Bord gefegt hatte. An Hans Jürgens Tod konnte kein Zweifel bestehen. So schrieb ich der Mutter tröstend und teilnehmend, so banal einem solch ein Brief auch vorkommt. Auch an Helga dachte ich, aber ich kannte ihre Adresse nicht. Ich wähnte sie in Schweden. Fünf Tage nach der Schlacht bekam ich ein Telegramm aus Skagen:

‚Um Nachricht über Hans Jürgens Befinden bittet Helga Halvorsen. Strandhotel.'

Später hörte ich von ihr, daß sie mit Mutter und Schwester schon seit Mitte Mai die schönen Frühlingstage in dem ihr lieb gewordenen Skagen genossen habe. Sie hatte von der Schlacht gehört, aber keine Nachricht von Hans Jürgen empfangen, wie er es versprochen hatte. So schrieb ich auch bedauernd dorthin und erzählte, was ich wußte. Ich fügte hinzu, daß ich weitere Nachrichten ihr zukommen lassen würde, wenn mir solche zugingen.

Inzwischen brachten die Zeitungen Meldungen, daß oben bei Skagen und an der jütischen Westküste mehrfach Leichen englischer und deutscher Seeleute angetrieben seien. Da telegraphierte ich

an unseren konsularischen Vertreter in Frederikshaven, der mir persönlich gut bekannt war, und bat ihn um Unterstützung und Nachricht, falls von Hans Jürgen irgend etwas bekannt werden sollte. Ich gab ihm die Nummer seiner Erkennungsmarke und beschrieb ihn näher. Auch Helgas Adresse übermittelte ich ihm, mit der Bitte, ihr gegebenen Falles direkte Nachrichten zukommen zu lassen. Noch einige Tage verstrichen. Ich lag mit meinem Schiff in Dock und reparierte die Schäden der Skagerrak-Schlacht.

Da bekam ich mit einiger Verspätung zwei weitere Telegramme. Das eine von unserem Konsul mit der schmerzlichen Mitteilung, daß Hans Jürgens sterbliche Reste bei einer Ortschaft südlich Hirshals an den Strand getrieben seien. Bestimmung wurde erbeten, ob die Beerdigung dort oder zu Hause erfolgen sollte. Das andere war von Helga und lautete: ‚Bitte bei Hans Jürgens Mutter Erlaubnis erwirken zur Teilnahme an Beerdigung, falls sie in Deutschland stattfindet.' Da gab es allerlei zu tun und zu disponieren. Mit Hans Jürgens Mutter konnte ich mich glücklicherweise telephonisch verständigen. Natürlich wollte sie den Sohn daheim begraben haben. Das war ihr und sein Wunsch immer gewesen. Auch mit den vorgesetzten Behörden mußte ich mich benehmen. Telegrammverkehr nach dem Auslande und Leichen-

transport sind ja nicht ganz einfach in dieser Kriegszeit. Aber schließlich schnabelte alles. Ich veranlaßte, daß Hans Jürgens Leiche in einem Zinksarg geborgen und zur Bahn gebracht wurde. Alles war umständlich und ging sehr langsam. Aber die dänischen Behörden waren, das sei auch hier zu ihrer Ehre gesagt, durchaus würdig und entgegenkommend. Mit Kränzen bedeckt kam der einfache Sarg später an seinem Bestimmungsort an. Helga telegraphierte ich: ‚Frau von Waldin heißt Helga Halvorsen als Braut ihres Sohnes herzlich willkommen bei sich. Ankunftstag und Bahnhof in Hamburg drahten.' Dann nahm ich mir Urlaub und holte Helga in Hamburg ab, der Sarg kam erst einige Tage später in Hans Jürgens Heimat an.

Diese Tage, die ich mit Braut und Mutter verlebte, werden mir unvergeßlich sein. Welches Leid bringt doch der Krieg über die Menschheit! Ich konnte es bei diesem Wiedersehen so ganz begreifen, daß Hans Jürgen nicht von dem Mädchen hatte lassen wollen. Wie ihr das schwarze Trauerkleid stand, wie es kontrastierte mit dem hellblonden Haar! Welche Würde in Haltung und Benehmen, welche verstehende, helfende Liebe der gebeugten Mutter gegenüber!

Die Mutter Hans Jürgens hatte sie aufgenommen und empfangen wie ein letztes Vermächtnis ihres Sohnes an sie. In dem gemeinsamen Leid

fanden die Frauen eine Art Trost. Es war nichts Fremdes zwischen ihnen, vielmehr schien es, als hätten sie sich schon immer gekannt. Wir saßen da zusammen in dem einstöckigen, einfachen Herrenhause des Gutes. Ich war früher nie dort gewesen. Welche vornehme Behaglichkeit, trotz aller Schlichtheit, in den alten, soliden Möbeln. Natürlich wurde auch das Nähere über das Auffinden Hans Jürgens besprochen. Die Wellen der Nordsee hatten die in der Korkweste hängende Leiche eines Morgens sanft an den Strand getragen. An der Uniform hatten die Fischer sogleich den Offizier erkannt. Man hatte die Behörden benachrichtigt. Helga war sofort durch unseren Konsul informiert worden. Sie war im Auto hingeeilt, aber die Leiche hatte man ihr nicht mehr zeigen wollen, und das schien mir gut so. Hans Jürgen war schwer verletzt, der rechte Arm fehlte, die linke Hand hielt im festen Griff, unlösbar wie mit eiserner Zange, einen Fetzen seines Halbflottillenstanders, der vorher beim Angriff als Kommandozeichen stolz auf seinem Boot geweht hatte. Neben der Erkennungsmarke trug er am Halse eine dünne goldene Kette mit Medaillon. Das und das Eiserne Kreuz hatten die Dänen ihm abgenommen und gaben es Helga auf ihre Bitte. So kam an sie zurück, was sie vor Jahren dem Freunde ihres Herzens geschenkt hatte.

Helga war ruhiger und gefaßter, als ich erwartet

hatte. Tiefer Ernst und etwas von Weltabgeschlossenheit lag über ihr. Sie saß oft stundenlang Hand in Hand mit der Mutter stumm da. Wenn sie etwas trösten konnte, so war es der Gedanke, jetzt hier sein zu können. Das machte sie stolz.

Eines Abends hatte ich tröstend, die Zukunft freundlich ausmalend, zu ihr gesprochen. Da legte sie ohne weitere Worte ein aufgeschlagenes Buch vor mich hin. Sie hatte es aus dem offenen Bücherregal genommen. Ich wußte, daß sie die deutsche klassische Literatur gut kannte. Ich nahm es auf und sah, daß es ‚Wallensteins Tod' war. Sie hatte die Stelle, wo Thekla ihrem Schmerz über Max Piccolominis Tod so wundervollen Ausdruck gibt, leicht angedeutet:

‚— Nein! Auch für mich ward jener Lorbeerkranz,
Der deine Totenbahre schmückt, gewunden.
Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben etwas, glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden.

Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen,
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel schienst du hingestellt,

Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erster Blick!
— Da kommt das Schicksal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Los des Schönen auf der Erde!"

Ich las es schweigend und tiefbewegt, stellte dann das Buch stumm auf seinen Platz, gab ihr die Hand und ging leise hinaus. Wozu auch Worte sprechen in solchen Momenten?

Dann kam das Letzte, das Schwerste. Ich hatte dafür gesorgt, daß der aus Jütland gesandte Zinksarg in einen schön gearbeiteten Sarg aus deutschem Eichenholz gestellt wurde. Sechs Unteroffiziere seiner Halbflottille und einer seiner Kommandanten waren zur Beisetzung gekommen.

An einem schönen Junimorgen setzte sich der Trauerzug von dem Gutshause aus nach der im Park liegenden Gruft in Bewegung. Die Vögel sangen des Himmels Ehre. Alles grünte und blühte, die Rosen standen in voller Pracht. Sommerlicher Hauch lag in der Luft. Stumm schritten wir auf den Kieswegen hinter dem Sarge her durch den jetzt nur schlecht gepflegten Park. Zu beiden Seiten der Gruft lagen die Voreltern Waldins unter Steinplatten. In der Gruft selbst war nur Platz

für vier Särge. Der Vater und ein Onkel ruhten dort. Zwei Plätze waren frei, der eine für Hans Jürgen, der letzte für die Mutter. Die Gutsleute hatten den kleinen Raum, in den das Tageslicht durch blaue Scheiben nur gedämpft hereinfiel, aufs herrlichste mit Frühlingslaub geschmückt. Durch die offene Tür drang der helle Junisonnenschein herein und vergoldete mit seinen Strahlen das Laub der alten und der frischen Kränze, die dort lagen. Von fern und nah waren überdies Blumen gekommen. Die Natur schüttete ja in dieser Zeit verschwenderisch ihr Füllhorn über die Erde aus. Die sechs Unteroffiziere und zwei alte, treue Dienstleute, die Hans Jürgen schon als Kind gekannt hatten, trugen den Sarg, den Kriegsflagge und Halbflottillenstander deckten. Zwischen den beiden Frauen schritt ich hinter ihm. Ich habe an diesem Tage keine Träne in Helgas Augen gesehen. Nur um die Augen herum sah ich jenen rötlichen Schimmer, mit dem Rubens auf seinen Bildern so lebenswahr den tiefsten Schmerz der Christus nahestehenden Frauen angedeutet hat.

Vor der Gruft hatten sich die Dorfkinder aufgestellt und sangen:

,Es ist bestimmt in Gottes Rat.'

Dann hielt der so klein und unbedeutend aussehende Pfarrer seinen Spruch. Aber was der

Mann sprach, von Vaterland und Ehre, von Pflichterfüllung, Heldentod und Kriegerschicksal, das war weit über dem Durchschnitt, aufmunternd, tröstend und erhebend. Ich habe dem kleinen Herrn, der auch mit seiner Rede wirklich etwas gegeben hatte, später mit aufrichtigem Dank warm die Hand geschüttelt. Er hatte das alte Bibelwort ‚Die Liebe höret nimmer auf' zugrunde gelegt. Helga hörte aufmerksam zu, die Mutter war mit ihren Gedanken wohl in jener anderen Welt, wo Menschenworte nichts mehr zu bedeuten haben. Als der Pfarrer über Gottes unendliche Güte und Liebe sprach, sah ich auf Helgas Gesicht einen herben, abweisenden Zug entstehen. Mir schien es, daß sie von der unendlichen Güte des Christengottes nicht überzeugt war.

In der einen Ecke der Gruft hatten sich der alte Schulmeister und der Dorfkantor aufgestellt, Cello und Geige zur Hand. Die beiden kannten Hans Jürgen schon als kleinen Jungen. Und als der Pfarrer den letzten Segen gesprochen, setzten sie leise ein mit den schönen Tönen des Händelschen Largo; das hatte Hans Jürgen früher einmal so besonders schön gefunden und geäußert, das solle man ihm dereinst am offenen Grabe spielen. So merkwürdig und weltenfern wie Geistergesang klangen die Töne in der kleinen Gruft, aber auch so schön und feierlich, so tröstend und erhebend, wie

nur Musik ohne Worte wirken kann und wie ich selten etwas gehört habe.

Dann reichte ich den Frauen den Arm und führte sie die wenigen Stufen hinauf und ins Haus. Hinter uns schloß man die Türen der Gruft. Das Leben des Letzten derer von Waldin war beschlossen.

Ich mußte dann bald abreisen. Helga blieb auf Bitten von Hans Jürgens Mutter noch. Später ist sie über Saßnitz direkt nach Schweden zurückgefahren. Der Abschied von ihr ist mir schwer geworden.

Ich bin kein Freund davon, daß deutsche Seeoffiziere Ausländerinnen heiraten. Viel Gutes kommt meist nicht dabei heraus. Aber diese junge Schwedin war deutsch in ihrem Denken und Fühlen, wie unsere Mädchen. Sie hatte auch die vortrefflichen Bücher ihres Landsmanns Steffens über den Krieg gelesen und war ganz von der Gerechtigkeit unserer deutschen Sache durchdrungen.

Das war's also, was ich Ihnen heute erzählen wollte."

Eine Pause trat ein. Wir anderen schwiegen alle und keiner fand das richtige Wort. Da nahm der Erzähler sein Glas auf, das halb gefüllt vor ihm stand, und fuhr fort: „Wissen Sie, was ‚Minneschweig' bedeutet? Lassen Sie mich es Ihnen erläutern in alten Versen von Julius Wolff,

die Sie sicherlich schon einmal gelesen haben werden:

„Wir reden und wir raunen, was jeder weiß und denkt,
Und still wird dann getrunken und still das Glas gesenkt.
Zu ehrendem Gedächtnis ist das ein Weihetrank,
Und die uns das gelehret, denen sei dafür Preis und Dank.
Sie nannten's ‚Minne trinken', es ging von Mund zu Mund
Und Manen und Mage schwuren sich einen festen Bund.
Der Becher aber, ob golden oder aus Ton gebrannt,
Ob hölzern oder hürnen, der wurde ‚Minneschweig' genannt.

Wohlan, den Becher halte ich hier in meiner Hand,
Er ist mit Wein vom Rheine gefüllt bis an den Rand,
Denn Minne will ich trinken, einem, der lieb mir war
In meinem Sinnen und Träumen, er ist es mir noch immerdar.'"

Dann hob er sein Glas: „Dem Gedächtnis dieses einen der Sieger vom Skagerrak!"

Wir andern taten ihm stummen Bescheid und leerten die Gläser. Der aber, der gesprochen, nahm sein Glas und warf es in hohem Bogen über Bord. Gurgelnd verschlang es der Ebbstrom, der am Schiffe vorüberrauschte.

„Entschuldigen Sie," sagte er zu unserem Wirt, „daß ich Sie dieses Glases beraube, aber aus ihm soll keiner nach mir trinken.

Ich habe heute in Ihre fröhliche Siegerstimmung einen kleinen Mißton hineingebracht. Das

ist schade. Man soll die Toten ihre Toten begraben lassen. So will es der Krieg. Aber es lag nun einmal in mir. Die Gefühle waren zu übermächtig. Nun soll aber Schluß sein. Auch ich will nicht mehr wie ein welkes Blatt nur in Erinnerungen schweben. Wir, die wir leben, haben ein gutes Recht, uns unseres Sieges zu freuen. Möge uns ein gnädiges Schicksal bald eine neue Gelegenheit geben, unsere Todfeinde zu schlagen.

Ich las da heute in einem Blatt wieder einmal den Gedanken, daß es falsch sei, auch nach dem Kriege noch — der heute noch nicht einmal vorbei ist und dessen Ende nicht abzusehen ist — Haßgesänge gegen England zu singen.

Leider gibt es ja einige Leute in Deutschland, die so denken. Ich bin ganz anderer Meinung. Ich kann schließlich verstehen, daß das seit Jahrzehnten mit Revanchegedanken gespeiste, ehrgeizige Frankreich um Elsaß-Lothringen bis aufs Messer kämpfen will, ich habe ein gewisses Verständnis dafür, daß das Russische Reich um einen Ausgang zum Meere kämpft, aber ich hasse aus allen Seelentiefen dies Krämervolk jenseits der Nordsee, das in schlauer Benutzung der politischen Konjunktur und in nüchterner Berechnung aller Chancen durch diesen Krieg nur erreichen will, daß es unbehindert durch uns mit leichter Mühe und geringem Kräfteaufwand seine Macht erweitert, mit dem Endzweck,

bequemer Geld scheffeln und behaglicher leben zu können. Alle rohe Gesinnung bei unseren Feinden, diese ganze nüchterne, geschäftsmäßige oder sportliche Auffassung dieses riesenhaften Menschenmordes und nicht zuletzt jene ungeheuren Pressclügen, mit denen man uns in der ganzen Welt die Ehre abzuschneiden sucht, hat in englischer Denkungsart seinen Ursprung.

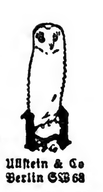
‚Der Kampf wird durch die Briten gemein, und feige Schlauheit lacht des dummen deutschen Mutes.' Wer die Geschichte kennt, weiß, daß dieser Krieg nur eine Wiederholung alter bewährter englischer Methoden ist. Mit der heuchlerischen Maske des Menschheitswohltäters vor dem gemeinen Gesicht führt der Engländer gegen uns den Ausrottungs- und Vernichtungskrieg, wie in früheren Zeiten gegen Spanien, Holland und Frankreich. Unbegreiflich ist nur, daß die Völker Europas in ihrer Gesamtheit nicht erkannt haben, daß dies so ist, und sich nicht zusammenschließen, wie Napoleon es versucht hat, um die Quelle alles Übels, die englische Seetyrannei, zu beseitigen. Ich will verdammt sein, wenn dieser Haß gegen England bei mir erlischt. Ich will ihn einpflanzen in die Herzen meiner Kinder. Mein letzter Gedanke soll dereinst ein Fluch für die Krämerinsel und ihre Bewohner sein. Möge die deutsche Flotte ein Werkzeug dafür werden, um das Joch, das Groß-

britannien der ganzen Welt auferlegt, abschütteln zu helfen."

Der Wachtoffizier des Schiffes trat an seinen Kommandanten heran und meldete: „Zeit zur Flaggenparade". Der Tambour schlug an. Langsam senkte sich die stolze Flagge, um die die Skagerrak-Schlacht unvergängliche Ruhmeskränze gewunden hatte, von der Gaffel nieder. Wir waren nach Bordsitte grüßend aufgestanden. Jeder von uns schwur sich im Innern, nach Kräften das seinige dazu beizutragen, um wahr werden zu lassen, was wir hier soeben gehört hatten.

Inhalt

Die folgenden Seiten werden der
freundlichen Beachtung empfohlen


Ullstein & Co
Berlin SW 68

